



**Hans Dieter Schaal, Stadttagebücher**

648 pp. with 340 illus., 210 x 247,5 mm, hard-cover, German  
ISBN 978-3-936681-31-4  
Euro 79.00, sfr 119.00, £ 69.00, US \$ 98.00, \$A 149.00

What runs through our minds when somebody says the names of the following cities: Rome, Venice, Warsaw, Singapore, Tel Aviv, Jerusalem, Lisbon, San Francisco, Los Angeles, Las Vegas, Vienna, Paris, Tartu, Tallinn, New York, Moscow, Saint Petersburg, Barcelona, Geneva, Brussels, London?

Each name's aura of associations is so powerful that no-one will be able to give an answer that applies for everybody. When asked this question, almost everyone's answer will be triggered by their own biography, by any personal experience of the city in question they might have. One person might remember a dishonest taxi driver who drove them from the airport into the city. Another might remember a successful or unsuccessful business deal, while yet another might remember a terrible or excellent hotel, a project that he or she completed in that city or people met there. Some people will have met the love of their lives there – or quarreled with them for the final time.

Some will have spent their honeymoons there, while other will have been divorced there. Some of those asked will certainly have had a bad accident in one city or the other, or been robbed there. They might say any of the following things: »It's a beautiful city!«, »It's one of the ugliest and most dangerous cities I've ever been to!«, »You see nothing but garbage and chaos in that city!«, »You can forget the passage of time in that city – it's so wonderfully old-fashioned that it makes me cry!«, »This city is so lively and colourful and loud that it was where I finally found out what life can be like!«, »That city is so sensible, neat and well-controlled that it made me even more introverted and depressed than I am usually!«, »You should only judge a city by its dogs!«, »A good city for shopping!«

Although the houses, alleys, streets and city squares really do exist, every city is created mostly from stories, beliefs, prejudices, clichés, scraps of knowledge, observations, personal experiences, first-hand or second-hand impressions, dreams, hopes and fears.

The architect Hans Dieter Schaal, who has designed scenery for almost every major theatre and opera house in the world, often spent many days in the same city. He began to research the cities, to get the feel of them and to travel them on foot like a wanderer. Alongside these subjective impressions, the author presents plenty of facts, making this book an accurate picture of an age dominated by cities.

Distributors

**Brockhaus Commission**  
**Kreidlerstraße 9**  
**D-70806 Kornwestheim**  
**Germany**  
tel. +49-7154-1327-33  
fax +49-7154-1327-13  
[menges@brocom.de](mailto:menges@brocom.de)

**Gazelle Book Services**  
**White Cross Mills**  
**Hightown**  
**Lancaster LA1 4XS**  
**United Kingdom**  
tel. +44-1524-68765  
fax +44-1524-63232  
[sales@gazellebooks.co.uk](mailto:sales@gazellebooks.co.uk)

**National Book Network**  
**15200 NBN Way**  
**Blue Ridge Summit, PA 17214**  
**USA**  
tel. +1-800-4626420  
fax +1-800-3384550  
[custserv@nbnbooks.com](mailto:custserv@nbnbooks.com)

**Tower Books**  
**Unit 2/17 Rodborough Road**  
**Frenchs Forest, NSW 2086**  
**Australia**  
tel. +61-2-99755566  
fax +61-2-99755599  
[info@towerbooks.com.au](mailto:info@towerbooks.com.au)

Was denken wir, wenn jemand die Namen von Städten wie den folgenden nennt: Rom, Venedig, Warschau, Singapur, Kuala Lumpur, Tel Aviv, Jerusalem, Lissabon, San Francisco, Las Vegas, Los Angeles, Wien, Paris, Tallinn, Tartu, New York, Moskau, Sankt Petersburg, Barcelona, Genf, Brüssel, London?

Natürlich ist die Bedeutungswolke, die über jedem dieser Namen aufsteigt, so gewaltig groß, daß niemand in der Lage sein wird, eine allgemeingültige Antwort zu geben. Fast jeder Befragte wird mit einem autobiographischen Reflex antworten, sofern er die Stadt aus eigener Erfahrung kennt. Der eine erinnert sich an einen betrügerischen Taxifahrer, der ihn vom Flughafen in die Stadt gefahren hat, der andere denkt an einen geglückten oder mißglückten Geschäftsabschluß, der dritte an ein mieses oder tolles Hotel oder an ein Projekt, das er in dieser oder jener Stadt verwirklichen konnte, und wieder ein anderer denkt an Menschen, die er dort kennengelernt hat. Manche sind hier vielleicht der Liebe ihres Lebens begegnet oder im Gegenteil, dem finalen Streit. Manche haben hier ihre Flitterwochen verbracht, andere ließen sich hier scheiden. Es gibt bestimmt auch Zeitgenossen, die in dieser oder jener Stadt einen schlimmen Unfall hatten oder ausgeraubt worden sind. Sätze wie folgende könnten fallen: »Das ist eine wunderschöne Stadt!« »Das ist eine der häßlichsten und gefährlichsten Städte, die ich je besucht habe!« »In dieser Stadt gibt es nur Müll und Chaos!« »In dieser Stadt kann man die Zeit vergessen, sie ist so traumhaft altmodisch, daß ich jedes Mal weinen muß, wenn ich nur an sie denke!« »Diese Stadt ist so vital, bunt und laut, daß ich dort endlich verstanden habe, was Leben sein kann!« »Diese Stadt ist so nüchtern, sauber und vornehm zurückhaltend, daß ich bei einem Aufenthalt dort noch introvertierter und depressiver werde, als ich es schon von Natur aus bin!« »Man sollte eine Stadt nur nach ihren Hunden beurteilen!« »Eine gute Stadt zum Shopping!«

Obwohl die Hausansammlungen, Gassen, Straßen und Plätze tatsächlich existieren, besteht jede Stadt für viele zum großen Teil nur aus Erzählungen, Vermutungen, Vorurteilen, Klischees, Wissensfragmenten, Beobachtungen, eigenen Erlebnissen, Bildern aus erster oder zweiter Hand, Träumen, Ängsten und Wünschen.

Der Architekt Hans Dieter Schaal, der für viele bedeutende Theater der Welt Bühnenbilder schuf, verbrachte oft viel Wochen in den Städten, die er in diesem Buch beschrieben hat. Er begann, sie auf seinen Spaziergängen zu erforschen, sich in sie einzufühlen und mit ihnen vertraut zu werden. Die subjektiven Beobachtungen des Autors werden von zahlreichen Fakten ergänzt, so daß das Buch ein lebendiges Bild unseres immer mehr von Städten bestimmten Daseins vermittelt.

079.00 Euro  
119.00 sfr  
069.00 £  
098.00 US \$  
149.00 \$A

ISBN 978-3-936681-31-4

5 9 8 0 0

9 783936 681314

Hans Dieter Schaal

Stadttagebücher

Menges



Hans Dieter Schaal

# Stadttagebücher

**Rom, Venedig, Warschau, Singapur,  
Kuala Lumpur, Tel Aviv, Jerusalem,  
Lissabon, San Francisco, Las Vegas,  
Los Angeles, Wien, Paris, Tallinn, Tartu,  
New York, Moskau, Sankt Petersburg,  
Barcelona, Genf, Brüssel, London**

Hans Dieter Schaal

# Stadttagebücher

Edition Axel Menges

# Inhalt

7	Zu diesem Buch
12	Rom
50	Venedig
82	Warschau
104	Singapur/Kuala Lumpur
146	Tel Aviv/Jerusalem
188	Lissabon
210	San Francisco/Las Vegas/Los Angeles
296	Wien
340	Paris
392	Tallinn/Tartu
418	New York
456	Moskau/Sankt Petersburg
528	Barcelona
564	Genf
590	Brüssel
618	London
648	Photonachweis

© 2010 Edition Axel Menges, Stuttgart/London  
ISBN 978-3-936681-31-4

Alle Rechte vorbehalten, besonders die der Übersetzung in andere Sprachen.

Druckvorstufe: Reinhard Truckenmüller  
Druck und Bindearbeiten: Graspö CZ, a.s., Zlín,  
Tschechische Republik

Lektorat: Dorothea Duwe, Renate Hehr, Nora  
Krehl-von Mühlendahl, Verena Schaal  
Design: Axel Menges  
Layout: Helga Danz

## Zu diesem Buch

Wer lag nicht als Kind auf dem Fußboden seines Zimmers über eine Weltkarte gebeugt und träumte von langen, abenteuerlichen Reisen? Der kleine Zeigefinger diente als Motorrad, Auto, Schiff, Flugzeug oder Heißluftballon, er fuhr den Amazonas hinauf, sprang hinunter nach Rio de Janeiro, träumte sich hinein in dunkle, verräucherte Hafenspelunken, schipperte an Florida vorbei, hinauf nach New York und Boston, sprang weiter nach San Francisco und Shanghai, machte Station auf Sumatra, Borneo oder Tahiti.

Wer verschlang nicht als Jugendlicher Bücher über die Entdecker und Abenteurer dieser Welt, Marco Polo, Christoph Kolumbus, Roald Amundsen, Jack London, Herman Melville, Jules Verne, Karl May und Ernest Hemingway? Meine Weltreisen dauerten keine 80 Tage, mir genügten Stunden, manchmal sogar Minuten.

In meinem großen Weltatlas waren neben den Karten auch Schwarzweißphotos von fremden Ländern und Städten abgedruckt. Ich konnte mich als Kind problemlos in die Hauptstraßen Mexiko-Citys hineinversetzen, mich auf einem Aussichtsblick über Hongkong oder in einer der Treppengassen von Benares, die zum heiligen Fluß hinunterführt, wiederfinden. Wenn ich lange genug auf ein Photo starrte, hörte ich auch die Straßengeräusche, die Rufe der Menschen und das leise Plätschern des Wassers.

Jahre später wurde die Kinoleinwand zu meinem Ausblickfenster. Ich berauschte mich an langen Kamerafahrten durch amerikanische Metropolen, staunte über den magischen Glanz des Broadways und über die beängstigende Düsternis der nebligen Dockanlagen von Manhattan und San Francisco. Überall schien das Unheil zu lauern. Humphrey Bogart, Edward Robison und James Cagney verkörperten für mich die abgebrühten Großstadtprofis, die manchmal nur durch kühle, überaus schöne Blondinen aus der Ruhe gebracht wurden. Auch die Filme Alfred Hitchcocks traten in mein Leben und führten nicht unbedingt dazu, daß ich Städte weiterhin als etwas Abenteuerlich-Romantisches sehen konnte. Sehr viel später begann ich, selbst zu reisen. Meine Kreise blieben zunächst klein und beschränkten sich auf Deutschland. Die Realität hielt unbequeme Züge und trostlose Hotelzimmer für mich bereit. Viele Städte machten es mir nicht einfach, sie hatten nicht auf mich gewartet und wollten nicht unbedingt von mir betrachtet werden. Oft empfand ich den Gang durch die Gassen und Straßen als abweisend und kalt. Aber meine Neugier und mein Wissensdurst überwogen, kämpften die unwirtlichen Anfechtungen nieder, so daß ich am Ende jeder Reise eine reiche Erlebnis- und Bilderbeute mitbringen konnte.

Dann kamen die anderen europäischen Länder und Städte hinzu. Florenz, Venedig, Mailand, Straßburg, Wien, Madrid, Paris und London öffneten sich für mich einen Spalt breit. Ich erlebte die Stadtrealitäten als einsamer Reisender, oft waren die Portiers in den kleinen Hotels meine einzigen Gesprächspartner.

Als Architekturstudent gewöhnte ich mir einen professionelleren Stadtblick an, durchstrich die Häusermeere als werdender Kenner, ordnete in Gedanken viele Fassadendetails historisch genau ein, kannte mich mit den diversen Baustilen aus und studierte die berühmten Architekturen der Kirchen, Rathäuser und Schlösser in der trügerischen Hoffnung, einmal ähnlich gewichtige Bauten errichten zu können.

Schon früh begann ich damit, das Gesehene zu photographieren und zu zeichnen. Abends brachte ich meine Stadtgedanken in langatmigen Sätzen zu Papier.

Oft beschränkte ich mich nicht auf die Wiedergabe der heutigen Zustände, sondern begann, die architektonischen Situationen weiterzudenken, auszubauen, umzuformulieren. Ich verhielt mich weniger wie ein exakter Wissenschaftler, eher wie ein Träumer, dem die Realität nur als Ausgangsbasis für seine Phantasien dient. In meiner Vorstellung wuchsen die Häuser in die Höhe, wurden dicker oder dünner, bekamen Arme und Beine, schlugen aus, trieben Knospen und Blüten. Andere verfielen zu Ruinen, wurden von Erde begraben und bildeten unterirdische, dunkle Höhlensysteme. Ich neigte dazu, den Begriff »Fassade« wörtlich zu nehmen, in den Hausansichten Gesichter zu erkennen, in den Fenstern Augen und den Hauseingängen Mäuler oder weibliche Geschlechtsteile. Ja, natürlich wurden dann alle Türme schnell zu männlichen Fortpflanzungsorganen, und die ganze Stadt erhielt eine erotisch-triebhaftere Komponente.

In den Jahren nach meinem Architekturstudium kämpfte ich erfolgreich gegen eine ständig drohende Ernüchterung meiner Stadt- und Architekturgedanken an. Dazu trug die Tatsache bei, daß sich der Architekturalltag als banal herausstellte und ich keine meiner Ideen realisieren konnte. Mir blieben das Zeichnen und Schreiben. Mit der Zeit allerdings öffneten sich für mich zwei Tätigkeitsbereiche, die mehr auf Phantasie setzten: das Bühnenbild und die Ausstellungsgestaltungen. Ein besonderer Glücksfall trat für mich ein, als 1981 die berühmte DDR-Opernregisseurin Ruth Berghaus mit mir in Kontakt trat. Andere Theaterleute hatten sie auf meine Bücher – vor allem *Wege und Wegräume* und die *Architektonischen Situationen* – aufmerksam gemacht.

In den folgenden zehn Jahren konnte ich die Bühnenbilder zu ihren international stattfindenden Produktionen entwerfen. So erhielt ich beruflich die Möglichkeit, mich wochenlang in Berlin, Paris, Brüssel, Zürich, Wien, Dresden, Rom, Neapel, New York und Cleveland aufzuhalten. Da ich nicht ständig im Theater zu tun hatte, blieb mir viel Zeit, die legendären Städte genauer zu studieren und zu erwandern. Aus dem damals entstandenen Material – Photos, Zeichnungen, Skizzen und Texte – versuchte ich 1996, nach dem Tod von Ruth Berghaus, mein erstes »Stadtbuch« zusammenzustellen. Aus irgendeinem Grund – wahrscheinlich lag es an der Fülle des Materials – gelang mir das Vorhaben nicht, und ich legte die Sache beiseite.

Ein konkretes Erlebnis brachte mich dazu, das Thema erneut aufzugreifen. Dieses Mal allerdings unter anderen Vorzeichen, mit einer veränderten Methode. Am 11. September 2001 hatte ich meinen Rückflug von San Francisco, wo ich in den Tagen zuvor mit den Werkstätten an dem Opernprojekt *Saint François d'Assise* gearbeitet hatte, nach Berlin gebucht. Am frühen Morgen rief mich Valentina Simi, die am Opernhaus für die Organisation unserer Reisen zuständig war, an und teilte mir mit, daß etwas Furchtbares, Katastrophales passiert sei. In den Stunden danach saß ich allein und verängstigt auf der Bettkante eines kleinen Hotels in der Nähe des Opernhauses und beobachtete im Fernsehen die New Yorker Ereignisse.

Mit dem Bewußtsein, am Ende meiner Tage angekommen zu sein, legte ich ein Blatt Papier auf die Knie, nahm einen Stift in die Hand und begann zu schreiben. Ich notierte Datum und Stunde. Gewiß, schon oft hatte ich in irgendeiner Stadt Datum und Stunde notiert, aber noch nie hatten diese Angaben eine derartige Bedeutung wie an diesem sonnigen Septembermorgen in San Francisco. Ich nahm mir vor, ab jetzt über meine Reisen und Stadterlebnisse nur noch in Form eines Tagebuchs zu schreiben. Und damit stand mir plötzlich die Lösung meines Problems klar vor Augen. Das Tagebuch war der Schlüssel.

Die Seiten wuchsen und wuchsen. Ich konnte meine früheren Aufzeichnungen seit 1995 mitverwenden. Ab jetzt ließ ich meine Gedanken ohne strenge, logische

Konsequenzen hin- und herspringen wie frei gelassene Känguruhs. Gedanken-splitter sollte sich an Gedankensplitter reihen, frei, losgelöst, ganz dem schwere-losen Gehirnkosmos angepaßt. Einzig die Zeit, der Zeitfluß, die Zeitangaben und meine Bewegungen im Raum bildeten das Koordinatennetz im Hintergrund.

Was ist eine Stadt? Für den einen verkörpert sie die Hölle. Der rumänisch-französische Philosoph Cioran notiert: »Kaum auf der Straße, rufe ich aus: Wie perfekt ist doch diese Parodie der Hölle!« Oder: »Kann man sich einen Städter vorstellen, der nicht die Seele eines Mörders besitzt?«

Andere betrachten das Phänomen positiver. Cees Nooteboom, der große niederländische Reiseschriftsteller, umschreibt das Problem, indem er summarisch zusammenfaßt: »Denn woraus besteht eine Stadt? Aus allem, was in ihr gesagt, geträumt, zerstört, geschehen ist. Aus dem Gebauten, Verschwundenen, dem Geträumten, das nie verwirklicht wurde. Aus dem Lebenden und dem Toten. Aus den Holzhäusern, die abgerissen wurden oder verbrannten, den Palästen, die hier hätten stehen können ... Eine Stadt, das sind alle Worte, die dort je gesprochen wurden, ein unaufhörliches, nie endendes Murmeln, Flüstern, Singen und Schreien, das durch die Jahrhunderte hier ertönte und wieder verwehte ... Die Stadt ist ein Buch, der Spaziergänger sein Leser. Er kann auf jeder beliebigen Seite beginnen, vor- und zurückgehen in Raum und Zeit. Das Buch hat vielleicht einen Beginn, aber noch lange kein Ende. Seine Wörter – das sind Giebelsteine, Baugruben, Namen, Jahreszahlen, Bilder ...«

Jeder Stadtbenutzer und Stadtbewohner erlebt sein Umfeld in anderer Weise. Die Stadt prägt Biographien. Für jedes Kind, das hier aufwächst, wird sie zur Heimat, zum lebenslang wirkenden Sehnsuchtsort. Die Perspektiven und Bilder gleichen sich nie. Es gibt keine objektive Stadt, es gibt nur die subjektiv erlebte, in das einzelne Ich hineinprojizierte Stadt. Die Realität besteht aus Milliarden von Steinen, Fenstern, Türen, Balken, Stahlträgern, Kacheln, Treppenstufen, Fassaden, Dächern, Schornsteinen, Türmen, Gassen, Straßen, Plätzen, Menschen und Sätzen. Niemand hat je alle Details gesehen. Jeder Besucher, Bewohner und Benutzer einer Stadt kennt nur einen winzigen Ausschnitt des Gesamtkosmos. In jedem Kopf lebt ein anderes Bild. Die Stadt als Gesamtheit bleibt eine Fiktion. Ich selbst wähle meine subjektiven Eindrücke aus (oder die Bilder wählen mich aus?), sammle die Beobachtungen und trage sie in mein Logbuch, das hier ein Tagebuch ist, ein. Jeder Leser kann meine Gedanken und Sätze mit den eigenen Erlebnissen und Erkenntnissen vergleichen. Nie werden sich identische Spiegelungen ergeben, nur Ähnlichkeiten sind möglich, mehr nicht.

Auf meinen Reisen und Stadtaufenthalten habe ich gelernt: Es gibt in Würde gealterte, vornehme Städte, es gibt zu stark geschminkte, aufgetakelte Städte, es gibt elegante und melancholische Städte, protzige und himmelstürmende Städte, es gibt behäbig-bürgerliche und langweilig-verschlafene Städte, es gibt Städte, die lügen, und ehrliche Städte, es gibt Städte voller Rabauken, Schläger- und Mörder-Städte, die von Schönheitsköniginnen bewohnt werden. Es gibt hektisch-überfüllte und leer-ausgestorbene Städte, es gibt verfallende Ruinenstädte und Wolkenkratzerstädte, es gibt modern-science-fictionhafte und biblisch-alte Städte. Es gibt mittelalterliche Städte und Oasenstädte. Es gibt Show-Städte und Attrappen-Städte. Es gibt grüne Städte und steinerne Städte. Es gibt Gebirgsstädte und Bankenstädte. Es gibt neureiche Städte und arrogant-abweisende Städte. Es gibt romantisch-malerische Städte und stinkende Industriestädte. Es gibt gefährliche Slumstädte, und es gibt von Polizei und Militär kontrollierte Städte. Es gibt Bordellstädte und Badestädte. Es gibt Vergnügungsstädte und Beerdigungsstädte. Es gibt Städte, die im eigenen Müll ersticken, und Städte, die unter Wassermangel

leiden. Es gibt Mafiastädte und Touristenstädte. Es gibt Rentnerstädte und Städte mit vielen Kindern. Es gibt Totenstädte und von Vulkanasche verschüttete Städte. Es gibt verbrannte Städte und kriegszerstörte Städte. Es gibt religiös-heilige Städte und Städte, die ausschließlich von Fanatikern bewohnt werden. Es gibt Städte mit Rechtsverkehr und Städte mit Linksverkehr. Es gibt europäische Städte, afrikanische, amerikanische, kanadische, kolumbianische, brasilianische, indische, koreanische, thailändische, russische, mongolische, chinesische und japanische Städte ...

Und es gibt untergegangene Städte, die wie mythische Wolken in unserem Gedächtnis schweben. Dazu gehören Babylon, Alexandria, Troja, Mykene, Karthago, Byzanz und Pompeji.

Manche Städte hat es nie wirklich gegeben. Ich denke vor allem an das himmlische Jerusalem. Es gehört zu den Urträumen der Menschen, sich Städte vorzustellen, die dem Paradies gleichen und ein friedliches, konfliktarmes Leben von der Geburt bis zum Tod ermöglichen. Märchenstädte wie aus Tausendundeiner Nacht, die weder Arbeit noch Not oder Krankheiten kennen. Träume, Träume.

Die Realität der Städte bestand in Wirklichkeit über die Jahrhunderte immer nur aus harten Kämpfen ums Dasein, aus Belagerungen, Überfällen, Plünderungen, Brandschatzungen, Mord und Vergewaltigung. Viele Städte verwandelten sich in mauerumstandene Burganlagen und im Laufe der Zeit in regelrechte Festungen. Damals konnte es sein, daß sich Bewohner dieser Städte innerhalb der Mauern sicherer fühlten als außerhalb. Man sprach davon, daß Stadtluft »frei mache«.

Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts begann man damit, die Stadtmauern abzutragen, da langsam größere Staatseinheiten entstanden und die Verteidigung an die neuen, oft weit von den Städten entfernten Grenzen verlagert wurde. Jetzt, im Zuge der Industrialisierung und des zunehmenden bürgerlichen Reichtums, begannen sich manche Städte in trostlose Mietskasernensiedlungen (London und Berlin) oder in vergnügungssüchtige Schönheiten zu verwandeln, allen voran Wien und Paris. Daß die Zeit der großen, oft totalen Stadtzerstörungen noch bevorstand, ahnte damals niemand. Während des Zweiten Weltkriegs wurden in Europa so viele Großstädte zerstört wie noch nie in der Geschichte. Zunächst griffen deutsche Flugzeuge Städte in England und Spanien an, später vernichteten alliierte Bomber fast alle deutschen Großstädte, allen voran Berlin, Dresden, Nürnberg, München, Frankfurt, Köln, Essen und Hamburg.

Von heute aus gesehen, wirkt es fast wie ein Wunder, daß die wichtigsten Metropolen Europas – Paris, Rom, Madrid, Brüssel, Amsterdam, Kopenhagen, Sankt Petersburg und Moskau – die Kriegszeiten nahezu unbeschadet überstanden haben.

Wie sehr die Zerstörung deutscher Städte das Selbstbewußtsein und das Gedächtnis der Nation dauerhaft ausgelöscht hat, spüren wir bis heute. Der Fluch meiner Generation bestand darin, zwischen Ruinen und dürftig erneuerten Gebäuden aufwachsen zu müssen. Die berühmten Architekturen der großen deutschen Metropolen sind für alle Zeiten verschwunden. Manche Rekonstruktionen wirken hilflos und erinnern an verzweifelte Versuche, das Endgültige nicht wahrhaben zu wollen. Die Dresdner Frauenkirche sieht heute zwischen den teilweise immer noch schwarzgebrannten Schloß- und Akademiebauten aus wie eine luftig aufgeschäumte Sahnetorte, die allerdings bereits schon wieder Schimmel angesetzt hat. Der geplante Berliner Schloßaufbau kommt mir vor wie die Klonung eines Toten. Architektur des Golem. Nosferatu und Frankenstein lassen grüßen.

Die meisten Städte der Welt stellen heute Mischungen aus vielen Einzelaspekten dar, aus historischen Gebäuden, modernen Funktionsbauten, alten und neuen

Wohnanlagen, üppig wuchernden Verkehrsflächen und versteckten Friedhöfen. Bäume werden nur widerwillig geduldet, da sie als Blätterproduzenten Mühe und Arbeit machen. Parks verkommen immer mehr zu Gefahrenzonen, die vor allem von jugendlichen Vandalen, Arbeitslosen, Fixern, Strichern und Prostituierten frequentiert werden. Überhaupt nehmen die städtischen Gefahren – vor allem abends und nachts – zu. Heute ist das Leben auf dem Land, in Dörfern und Kleinstädten meist sicherer als in Großstädten.

Nur selten sind architektonische Besonderheiten in das moderne Stadtgefüge eingestreut. Ein barockes Schloß, ein Bahnhof aus den 1920er Jahren oder ein modernes Museum. Städtische Eindeutigkeit – wie in Venedig, Rom, New York oder Las Vegas – findet sich in den wenigsten Fällen.

Mich interessiert neben der Vielfalt das wirklich Charakteristische, das Unverwechselbare der Städte, die ich länger besucht habe. Mit mancher Stadt – vor allem in Italien – verbindet sich für mich eine lange Beziehungsgeschichte, andere sehe ich zum ersten Mal (San Francisco, Moskau, Sankt Petersburg, Tartu, Tel Aviv, Jerusalem, Singapur). Ich beschreibe meine Ankunft, das Kennenlernen und das Abschiednehmen. Einige Städte wachsen mir ans Herz, zu anderen kann ich kaum eine Beziehung aufbauen.

Ich schaue mir die Gebäude, Straßen, Plätze, Märkte, Fußgängerzonen, Malls und die Menschen an, lasse die Oberflächen auf mich wirken, spüre den Atmosphären nach. Manchmal überfällt mich die Angst, dann wieder fühle ich mich beglückt und bereichert.

Gefahrenzonen, drohende Überfälle, unheimliche Stadtränder. Vornehme Geschäftsleute und betrunkene Penner. Shoppende Frauen, kichernde Mädchen und herumstolzende junge Männer. Liebespaare. Stadttage und Stadtnächte. Licht und Atmosphäre. Personen tauchen auf, führen mich herum, erklären mir die Stadt und verwandeln sie für mich zu einem ganz besonderen Erlebnis, weit weg von Fassaden, Marktplätzen und Kirchen. Am intensivsten erlebte ich diese Form der Stadteroberung in Moskau.

Die klassischen städtebaulichen Probleme – Topographie, Verkehr, Luft, Wasser, Ver- und Entsorgung, Überbevölkerung, Ökologie – verdränge ich. Andere Autoren mögen sich damit auseinandersetzen.

Ich bin Erlebender und Beobachter. Meine Kamera trage ich meist bei mir. Häuser und Straßen kann ich leicht photographieren, vor dem Abbilden von Menschen habe ich eine gewisse Scheu, auch vor dem Skizzieren und Zeichnen in aller Öffentlichkeit.

Ich frage mich: Wie wirkt eine Stadt auf mich? Gibt es so etwas wie ein unverwechselbares Gesicht der Stadt, eine Individualität? Läßt sie sich personalisieren? Ist sie eine Frau, ein Mann, ein Greis? An diesem Punkt berühren sich meine Interessen mit den Sehnsüchten ganz normaler Touristen. Ich spreche von den berühmten Orten innerhalb einer Stadt, von den touristischen Postkartenansichten, die sich leicht einprägen und die durch ihre Vielfältigkeit zum kollektiven Gedächtnis der ganzen Welt gehören.

Alte Städte haben es in diesem Zusammenhang natürlich leichter als neue. Seit Jahrhunderten erzählen sich die Menschen ihre selbsterlebten, gehörten oder gelesenen Geschichten darüber. Berufsmäßige Mythenbeschreiber – wie Historiker, Philosophen, Reiseschriftsteller und Dichter – haben diese Geschichten teilweise miterfunden und mitformuliert. Ich denke an Herodot, Vergil, Giacomo Casanova, Carlo Goldoni, Daniel Defoe, Johann Wolfgang von Goethe, Wilhelm Raabe, Walter Benjamin, Jorge Luis Borges, James Joyce, Gaston Bachelard, Italo Calvino, Michel Butor ...

Manche Städte wurden von literarischen Texten geradezu verherrlicht und damit unsterblich gemacht: Paris von Honoré de Balzac, Victor Hugo und Emil Zola, London von Charles Dickens, Sankt Petersburg von Andrej Belyj, Moskau von Boris Pasternak und Michail Bulgakow, Oslo von Knut Hamsun, New York von John Dos Passos, Lissabon von Fernando Pessoa, Wien von Joseph Roth, Prag von Franz Kafka, Triest von Italo Svevo, Berlin von Alfred Döblin, Danzig von Günter Grass, Lübeck von Thomas Mann ...

Später kamen die Filmemacher hinzu: Louis Buñuel und Pedro Almodovar verherrlichten Madrid, Aki Kaurismäki Helsinki, François Truffaut und Louis Malle Paris, Alfred Hitchcock London, Ingmar Bergman Stockholm, Chantal Ackermann Brüssel, Lucchino Visconti Venedig, Federico Fellini Rom und Woody Allen verherrlicht Manhattan ...

Bildhauer, Maler, Komponisten und Architekten ergänzen das Bild. Alle zusammen erweitern das Bewußtsein, das Gedächtnis und den Mythos der Städte. Je mehr von ihnen in einer Stadt gelebt und gewirkt haben, um so bedeutender war und ist sie immer noch.

Heute ergänzen Reiseprosperkte und Werbetexte die Bilder dieser Städte. »Ein Wochenende in Paris ... in London ... in New York ...« Metropolen, die nirgendwo erwähnt werden, haben es schwer. Vielleicht existieren sie in Wirklichkeit gar nicht.

An dieser Stelle möchte ich meine Vorbemerkungen abrechnen und all derer gedenken, die in den nachfolgenden Texten auftauchen und mitspielen werden. Viele der »handelnden Personen« wissen darüber Bescheid, manche jedoch werden sich erst beim Lesen entdecken und vielleicht darüber verwundert sein.

Alle Gespräche wurden aus dem Gedächtnis aufgeschrieben. Sie wollen keine Protokolle sein. Manchen Gesprächsverlauf habe ich verfremdet, manchmal auch frei erfunden. Gewisse Ereignisse haben in Wirklichkeit vielleicht so nicht stattgefunden. Die Wahrheit ist bekanntlich relativ. Jeder kennt das aus eigenen Erzählungen. Bei wiederholtem Erzählen beginnt man, Geschichten auszubauen und umzuformen, irgendwann sind sie kaum wiederzuerkennen. Federico Fellini, der in seinen Filmen fast immer autobiographische Geschichten verarbeitete, nannte sich »einen Lügner, aber einen aufrichtigen.«

Allen, die mir bei der Entstehung dieses Buchs, durch Lob und Kritik, durch Anregungen und Korrekturen, geholfen haben, möchte ich an dieser Stelle danken. Vor allem den mehr oder weniger freiwilligen Mitspielern in der ganzen Welt: Arila, Marie-Luise, Verena, Renata, Ksenia, Anna, Valentina, Wolfgang, Katrin, Juri 1 und 2, Nicolas, Eva, Johannes, Olga, Mascha, Olya, Andrea, Pamela, Colleen, Alex, Madeleine, Larry, Alexander, Valerie, Miss Mo ...

Besonders danke ich natürlich meiner Frau, die geduldig und gewissenhaft alle meine Texte immer wieder durchgelesen hat, genauso dem Lektoratsteam der Edition Menges – allen voran Dorothea Duwe –, das mir mit seiner Genauigkeit (und zahlreichen Kürzungsvorschlägen) viel geholfen hat. Meinem Verleger Axel Menges und meiner Verlegerin Dorothea Duwe danke ich für den Mut, ein solches Werk in ihr Programm aufzunehmen.

Hans Dieter Schaal  
im August 2009

# Rom





Rom, 18. Februar 1995

»Bitte schnallen Sie sich wieder an und bringen Sie Ihre Sitze in eine aufrechte Position. In zehn Minuten werden wir auf dem Flughafen Leonardo da Vinci-Fiumicino landen ... Please fasten your seat belt and ...«

Wie zur Einstimmung auf meine erneute Ankunft in Rom fliegt die Linienmaschine aus Berlin eine weite Schleife über den Lago di Bracciano, Cerveteri und Ostia. Am Fenster sitzend, sehe ich unter mir den weiten, sandigen Bogen der Trennungslinie zwischen Meer und Land auftauchen. Ferien- und Wochenendhäuser überwuchern den Küstenbereich und blicken mit ihren Fenstern, Terrassen und Balkonen erwartungsvoll in die leere, glitzernde Ferne, die nur graublau Wasserwüste und Himmel kennt. Auf den hellen Strandabschnitten des Lido del Faro erkenne ich bunt gestreifte Umkleidekabinen, die hier unbenutzt, im kühlen Februarwind flatternd, überwintern. Weit und breit keine Badegäste, keine spielenden Kinder und keine Sandburgen, nur kreuzende Möwen und das weiße Schaumgekräusel der Brandung hauchen dem Luftbild etwas Leben ein.

Landeinwärts, vor den dunstigen Sabiner Bergen, sehe ich jetzt die nicht enden wollende Baumasse Roms, im gleichen Moment empfinde ich dieses vogelgleiche, fast mühelose Einschweben in eine der berühmtesten Städte der Welt als besonderes Privileg.

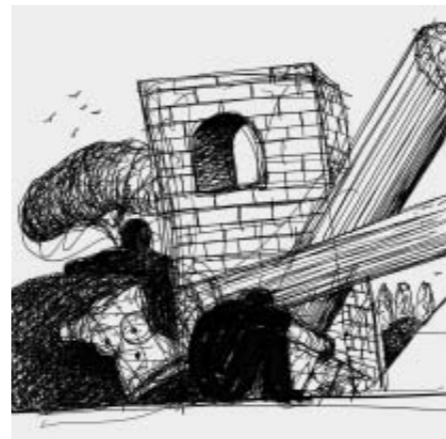
Am Gate werde ich von einem Fahrer der Agentur Neumann abgeholt. Er gibt sich durch ein Schild, das meinen Namen trägt, zu erkennen. Nachdem wir uns begrüßt haben, gehen wir zu einer schwarzen Limousine, die er im Parkhaus abgestellt hat.

Ich lasse mich auf dem bequemen Rücksitz nieder und nehme mir vor, die Fahrt über die Autostrada hinein in die Stadt zu genießen.

Der römische Veranstaltungsagent Neumann hatte letztes Jahr meine große Ausstellungsinszenierung zum Thema »Kino–Movie–Cinema« im Berliner Martin-Gropius-Bau gesehen. Besonders gefiel ihm dabei die erste Präsentation des umfangreichen Marlene-Dietrich-Nachlasses im zentralen Lichthof. Ich hatte dafür den schneeweißen Shanghai-Express aus dem gleichnamigen Josef-von-Sternberg-Film (Paramount, 1932) nachbauen lassen. Durch die Waggonfenster sahen die Besucher auf Kleider, Briefe, Photos, Schminkschatullen und Koffer des berühmtesten deutschen Hollywoodstars. Genau diese Inszenierung will Neumann jetzt von mir im römischen Palazzo dell'Esposizioni nachbauen lassen.

Da sich meine Italienischkenntnisse auf wenige Sätze beschränken, versickert das Gespräch zwischen mir und dem im schwarzen Anzug sehr vornehm aussehenden einheimischen Fahrer nach kurzer Zeit. Während in meiner Vorstellung noch Wolken schweben, die Weite des Himmels und der Blick auf die Stadt aus luftiger Höhe nachwirken, schaue ich nach draußen und lasse die neuen Bilder in mich hineinfallen: das graue Band der Straße, die entgegenkommenden Autos, dahinter ausgetrocknete, abrutschgefährdete Böschungen und ärmlich-ruinöse landwirtschaftliche Anwesen, umstellt von Wellblechschuppen und faulenden Misthaufen, ab und zu klapperige Autos vor Staubwolken, rüddige Hunde, die an windschiefen Telegraphenmasten schnüffeln, ins Leere pickende Hühner und alte, schwarz gekleidete Frauen – ist es immer wieder die gleiche? –, die Bündel trockener Äste vor sich hertragen wie Kleinkinder.

Dann tauchen erste Industriehallen, Werkhöfe, Parkplätze, Einfamilienhäuser, Wohnsiedlungen, schließlich mehrgeschossige Wohnblocks und Einkaufszentren auf. Warum sich in Rom an den breiten Einfallstraßen so viele große, nachts strahlend hell leuchtende Lampenläden angesiedelt haben, war mir immer ein

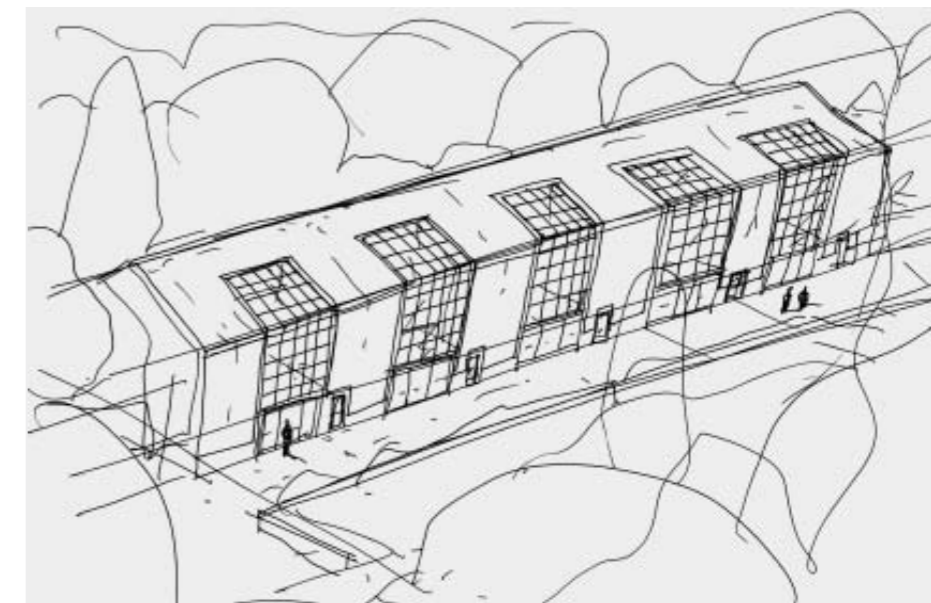


Rätsel – eines von vielen. Nachdem wir zum wiederholten Male von laut hupenden Autos überholt werden und im Inneren der Kabinen wild gestikulierende Fahrer beobachten, überkommt mich zunehmend mein altes Rom-Gefühl. Ja, ich erinnere mich.

Langsam setzt sich die Stadt zusammen. Mir fällt Jean-Marie Straubs Moses-und-Aron-Film ein. Besonders das langsame Eindringen in die Stadt Rom zu Beginn des Schwarzweißfilms ist eindrucksvoll. Metamorphose: langsame Verwandlung einer Landschaft in Architektur, Natur geht in Gebautes über. Irgendwann überwiegen die Steine, Fassaden, Wände, Dächer, Mauern und Ruinen. Mit ihnen bricht die Geschichte herein, ein Vorgang, der in Rom alltäglich ist. Dazu erklingt Schönbergs Musik.

1976 kam ich zum ersten Mal nach Rom. Ein dreimonatiges Villa-Massimo-Stipendium, das ich als Maler und Zeichner erhielt, ermöglichte mir den Aufenthalt in der ewigen Stadt, die ich eigentlich nie wirklich sehen wollte. Obwohl meine Schulzeit schon über zehn Jahre zurücklag, verspürte ich noch immer eine heftige Abneigung gegen alles Lateinische. Schließlich hatte ich mich damit neun Jahre erfolglos herumschlagen müssen. Auch ödeten mich Abbildungen römischer Architekturen und Skulpturen an, die ich vor allem aus den Lehrbüchern kannte. Mich hungerte nach heutigem Leben und aktueller Kunst. Das Eintauchen in eine Stadt wie Rom kam mir vor wie ein Rückschritt, wie die Vertiefung in eine Kunstwelt, die ein für alle Mal untergegangen ist.

Kurz vor der Abreise nach Rom wurde damals in meiner Heimatstadt Ulm eine Ausstellung mit dem Titel »Ulm-Neu« eröffnet. Ich zeigte darin utopisch-architektonische Vorschläge zur Neugestaltung der Ulmer Innenstadt, die ich zusammen mit dem Designer Frank Hess ausgedacht hatte. Uns störte vor allem der lieblos-schnelle Wiederaufbau Ulms nach dem Krieg. Die Stadt war in den letzten beiden Kriegsjahren durch alliierte Luftangriffe zu 80 Prozent zerstört worden. Eigentlich hätte sich durch diesen Umstand eine Verbindung zu Rom herstellen lassen. Bekanntlich wurde auch diese einst so legendäre Stadt mehrfach zerstört und geplündert. Andererseits kann der »Sacco di Roma« nicht mit den Luftangriffen im Zweiten Weltkrieg verglichen werden.



Die Ausstellung provozierte viele Ulmer Bürger. Bestimmt hatten wir die neuralgischen Punkte genau getroffen. Eigentlich wäre ich jetzt, nach dem Abschluß der Ulmer Arbeiten, lieber nach Amerika – vor allem nach New York – aufgebrochen als nach Rom. In mir wirkte keine Italiensehnsucht wie in Winckelmann, Schinkel, Semper, Klenze, Goethe, den Nazarenern, Thorwaldsen, Feuerbach, Böcklin oder Thomas Mann.

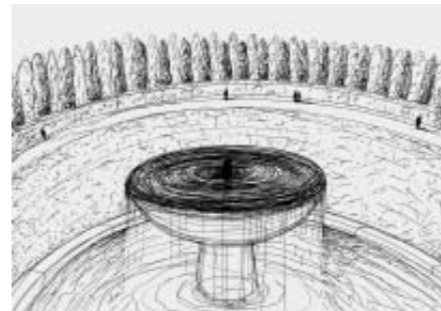
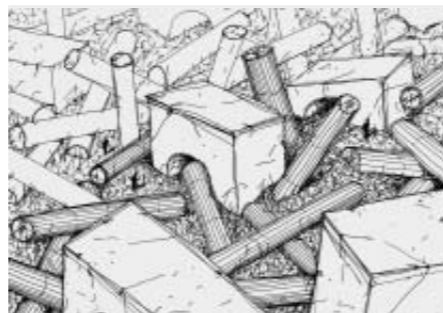
»Rom. Bei diesem Namen hört alles Träumen auf, da fängt die Selbsterkenntnis an«, schrieb Anselm Feuerbach 1857 aus Rom. Italien bedeutete für manche Künstler: Begegnung mit ihren Idealen und Vorbildern aus der klassischen Antike und der Renaissance, für andere, die unter der Enge und Spießigkeit in Deutschland litten: lockeres, sinnlich-fröhliches Leben mit Gartenfesten, Wein, Weib und Gesang.

Schinkels Entwürfe in Glienicke und Potsdam verschmolzen diese Träume hoch im Norden, dem Land der Gotik, architektonisch miteinander. Lockere, leichte Pergolen, aus klassischen Säulen und Pfeilern geformt, Lauben mit Weinranken, davor heitere Brunnen und Blicköffnungen ins weite, gepflegte Arkadien der märkischen Landschaft. Bühnenbilder für sommerlich-glückliche Tage.

Vor kurzem hatte ich wieder einmal Gelegenheit, das Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen zu besuchen. Dieser klassizistische Bildhauer verbrachte fast das ganze Leben in Rom und ließ in seinen Marmorfiguren die griechisch-römische Klassik aufleben als sei sie die einzig mögliche künstlerische Ausdrucksweise überhaupt. Am Lebensende, bei seiner Rückkehr nach Kopenhagen, wurde er von seinen Zeitgenossen gefeiert wie ein römischer Kaiser nach erfolgreicher Schlacht. Das Museum ist auch heute noch ein ideales Studienobjekt für eine Zeit, die unerschütterlich an Winckelmanns Klassikdefinition von »edler Einfalt und stiller Größe« glaubte. Obwohl die antiken Götter längst abgedankt hatten und als heidnische Verirrungen nur noch in Geschichtsbüchern und marmornen Figuren weiterlebten, galt der antike Gestaltungskanon wie ein ehernes Gesetzbuch. Das Museum wurde am Ende zum neuen Tempel und der Künstler selbst, beigelegt im Innenhof, zum anbetungswürdigen Gott.

Thomas Mann hatte sich am Ende des 19. Jahrhunderts zusammen mit seinem Bruder Heinrich in einer Pension südlich von Rom, in Palestrina, einquartiert. Sie planten, gemeinsam, dort ihre eigene Familiengeschichte unter dem Titel *Buddenbrooks* aufzuschreiben. Heinrich verlor bald die Lust daran, und Thomas brachte das Projekt allein zu Ende. Daß er mit dem Untergang der einst erfolgreichen Lübecker Kaufmannsfamilie zugleich auch das Ende der klassischen Ideale und der Geborgenheit in Familie und Staat beschrieb, paßte vielen Zeitgenossen nicht.

Der Roman erschien 1900; im gleichen Jahr starb Giuseppe Verdi. Die alte Ordnung war endgültig dahin, dafür etablierten sich neue Ideale. Italien wurde zur romantischen Fluchtburg des neu aufkommenden Tourismus. Viele Intellektuelle trafen sich im Sommer auf Capri. Hier verliebte sich der junge Walter Benjamin in die lettisch-russische Revolutionärin Asja Lacis und entdeckte dabei für sich den Kommunismus. In den 1950er Jahren fanden die Wirtschaftswunder-Westdeutschen an dem Land Gefallen, fuhren mit ihren ersten »selbstverdienten« Autos nach Venedig, Jesolo, Rimini, Rom, Neapel, Positano, Ischia und vor allem nach Capri. Dort sahen sie die Sonne glutrot im Meer versinken, tranken auf Terrassen Chianti und summten die gängigen Schlager nach. Aus dem Land der Klassik war ein Land der kleinbürgerlichen Träume geworden. Für mich als Schüler ein Grund mehr, darüber die Nase zu rümpfen. Erst durch die Filme Federico Fellinis wurde ich auf das heutige Italien aufmerksam und damit auf



eine Welt, die nichts mehr mit den trockenen Lateinbüchern und der kitschigen Capri-Romantik zu tun hatte und mich durch ihre anarchische Andersartigkeit faszinierte. Plötzlich sah ich die fröhliche Vitalität des heutigen italienischen Lebens und war begeistert!

So nahm ich das Stipendium trotz aller Bedenken an und machte mich auf den Weg nach Rom, in der Hoffnung, die Wirklichkeit möge einige Überraschungen für mich bereithalten.

Der Schnitt konnte kaum heftiger sein. Plötzlich bewohnte ich ein eigenes Atelierhaus, das groß genug war, mehrere Familien unterzubringen. Ein riesiges Nordfenster beleuchtete eine viel zu große Arbeitsfläche. Hier war genug Raum, um Makartsche Riesenschinken zu malen oder Plastiken im Arno-Breker-Format zu bildhauern. Schließlich stammt die Idee der Villa Massimo aus dem 19. Jahrhundert. Vorbild dafür war die Villa Medici, in der die berühmtesten französischen Künstler, etwa Hector Berlioz, für ein Jahr wohnen und arbeiten durften. Nicht nur das Atelier selbst, sondern auch die zahlreichen Wohn- und Schlafräume, die auf zwei Etagen verteilt lagen, schüchterten mich ein. Mulmige Angst war mein ständiger Begleiter.

Von der Küche im Obergeschoß aus konnte man eine begraste Terrasse betreten. Zum Essen setzte ich mich manchmal hierher und blickte in den Park, der mit seiner üppigen Vegetation versuchte, die lärmige Stadt vor mir zu verbergen. Da die Ateliers als Reihenhäuser gebaut waren, lagen auch die Terrassen nebeneinander. Mein direkter Nachbar war 1976 der damals noch völlig unbekannte Anselm Kiefer. Leider verhielt er sich mir gegenüber ziemlich arrogant und abweisend, so daß wir beim ersten Versuch, ein gemeinsames Abendessen auf der Terrasse einzunehmen, in einen Streit gerieten, der zur Folge hatte, daß er sein Atelierfenster verhing und die nächsten Monate kein Wort mehr mit mir sprach. Der Streit hatte übrigens das Haupthaus unserer Anlage, die eigentliche Villa Massimo, zum Thema. Ich vertrat die Auffassung, daß es in der psychologischen Wirkung einen Unterschied mache, ob vor dem Haupteingang eines Hauses, einer Villa oder einer Kirche Treppen zu überwinden seien, oder ob man als Besucher ebenerdig hineingehen könne. Kiefer meinte, das sei völlig gleichgültig, beharrte stur auf seiner Meinung und beschimpfte mich als Ignoranten.

Aus der Ferne habe ich später seinen Aufstieg zum Weltruhm beobachtet, bin ihm jedoch nie mehr begegnet. Keine Ahnung, was er heute über unser architektonisches Problem denkt. Allerdings kam mir sein bildnerisches Suhlen im faschistoid-germanischen Mythensumpf von Anfang an verdächtig vor. Kein Wunder, daß amerikanische Sammler alle Vorurteile gegenüber Deutschland in seinen Werken wiederfinden und sie als Beweisstücke für unsere germanisch-wilde Irrationalität kaufen. Es ist dieselbe Ursuppe, aus der Gespenster wie Hitler, Goebbels, Göring, Riefenstahl und Breker hervorgegangen sind – das jedenfalls denken diese Sammler.

Zunächst machte ich mich mit meiner unmittelbaren Umgebung vertraut. Der Park der Villa Massimo stellte für mich eine erste Offenbarung dar. Das lag zum einen an der üppigen südlichen Vegetation, den Zypressen, Pinien, Steineichen, Olivenbäumen, den Weinranken, Oleander- und Buchsbaumbüschen und dem intensiven, fast schon berausenden Duft, der von ihnen ausging, zum andern an den Marmorfiguren, Steintischen und Bänken, Vasen, Brunnen und Ruinen, die man als Spaziergänger plötzlich hinter Hecken und Büschen mit leichtem Erschrecken entdeckte. Sie waren die eigentlichen Bewohner des Gartens, stumm und starr standen sie da, mit offenen Mündern, erhobenen Armen, sofern sie überhaupt Köpfe und Arme besaßen, bei Tag und Nacht, bei Sonne und Regen. Viele

bestanden nur aus einem Rumpf mit Bein- und Armansätzen. Die sinnlichen Körperbereiche zeigten sich dadurch besonders elementar.

Durch die paradiesisch-üppige Vegetation angelockt, sammelten sich hier alle Vögel der Umgebung. Aus den Bäumen drang tagsüber fröhliches Gezwitscher, nur beim Auftauchen von Katzen änderte sich die Tonlage, und kurze Warnpfeife überwogen. An heißen Tagen erweiterte sich das Naturkonzert mit dem Zirpen der Grillen. Es gab auch zwei Hunde, die Eigentum der Direktorin waren: Aja und Tinka, zwei pechschwarze Labradore, die ständig mit ihrem Übergewicht zu kämpfen hatten. Sie waren so liebebedürftig, daß sie jeden Tag von einer Küchentür zur nächsten wandern mußten, immer mit jenem traurig-erwartungsvollen, vierlidrigen Augenaufschlag, der selbst die hartgesottensten Zeitgenossen weich werden ließ und zu einer milden Essensgabe bewegte. Natürlich hing im Torbereich der Villa immer ein Zettel mit der Bitte, weder Hunde noch Katzen zu füttern. Aber bekanntlich gehören Künstler allgemein zu jenen Charakteren, die Gehorsam verachten und Gesetzesbrüche, als Widerstand gegen die Gesellschaft, zum täglichen Aufbau ihres Selbstbewußtseins benötigen. So gesehen, war der Kreislauf des Unheils vorprogrammiert, und Aja und Tinka nahmen weiterhin zu. Einziger Vorteil an ihren dicken Bäuchen war die daraus resultierende Trägheit, die sie meist daran hinderte, Jagd auf ständig neu auftauchende, wildernde Katzen zu machen. Nur morgens, wenn sie noch hungrig durch die Büsche strichen, sah man sie manchmal schnellen Schrittes hinter einer Katze herlaufen. Aber meist waren die kleinen Tiger wendiger und entkamen über Mauern oder Baumstämme.

Mich beeindruckte der Park so sehr, daß ich nach wenigen Tagen begann, mich näher und tiefer mit dem Thema zu beschäftigen. Bisher hatte ich mich künstlerisch mit dem Gegensatzpaar »Landschaft und Architektur« auseinandergesetzt, aber nicht mit umzäunten oder ummauerten, künstlich-künstlerisch angelegten Gärten oder größeren Parkanlagen. In den Wochen danach besuchte ich, wie beerauscht und zunehmend begeistert, alle wichtigen Gärten und Parks der Stadt und fuhr auch hinaus nach Tivoli zur Villa d'Este. Ein neues Fenster hatte sich aufgetan, völlig unerwartet, mitten im einst so verachteten Gebiet der »Lateiner«.

Die Stadt Rom selbst nahm ich mir natürlich als Forschungs- und Beobachtungsobjekt ebenfalls vor. Wie ein architekturhistorisch interessierter Ethnologe stieg ich fast jeden Tag morgens an der Piazza Bologna in den Bus, der über die Via Nomentana, vorbei an der Porta Pia, der Piazza della Repubblica und dem Quirinalspalast in die Innenstadt hineinfuhr, und studierte – neben den Gärten und Parks – einen bestimmten Bereich der Stadt mit seinen Plätzen, Treppen, Kirchen, Häusern, Gassen, Brunnen, Denkmälern, Mauern, Bodenbelägen, Ruinen, Geschäften, Bewohnern und Passanten. Nebenbei besuchte ich fast alle Andenken- und Postkartenläden, die ich sah. Mich faszinierte der normierte, tausendfach vervielfältigte Postkartenblick auf Petersdom, Forum Romanum, Trajanssäule oder Kolosseum.

Später, im Atelier legte ich meine Beutestücke in Feldern auf dem Boden aus. Manchmal baute ich auch ganze Türme und Paläste daraus. Manche Postkarten zerschnitt ich in Fragmente, setzte sie wie fremdartige Puzzles neu zusammen oder klebte daraus surreale Stadt-Collagen. Mich interessierte die Stadt als einprägsames Bühnenbild. Rom – das entdeckte ich plötzlich – ist eine Fundgrube für städtebauliche Inszenierungsideen. Italiener haben wie ihre Vorfahren, die Römer der Antike, einen starken Hang zum Repräsentativ-Theatralischen. Fassaden, Plätze und Brunnen werden als Bühnen des Alltags benutzt.

Neben den reinen Wahrnehmungsuntersuchungen interessierte mich das Thema »Tourismus«. Schreibend und zeichnend näherte ich mich den berühmten Gebäuden Roms an. Was fasziniert die Menschen am Petersplatz, was an der Engels-



burg und dem Kolosseum? Die verbreitetsten Ansichtskarten zeigen auch die populärsten Architekturen. Millionenfach werden diese Bilder jede Woche in die ganze Welt verschickt. Reisende Bildarchitekturen, die später weltweit auf Bücherborden, Kaminsimsen, Kommoden, Schränken und Nachttischen stehen.

In meinen Gedanken bedeckten die Postkarten Kirchenfassaden und Platzflächen. Obsessiv ließ meine Phantasie die gesamte sichtbare Welt mit Postkarten überwuchern.

Rom war nach München die erste große Weltstadt, in der ich mich länger aufhielt. Ich empfand die Stadt vom ersten Tag an als aggressiv, bedrohlich, anarchistisch, aber auch südlich vital. Der Verkehr brodelte, die Leute verhielten sich laut, schrien, schimpften, versuchten den Verkehrslärm zu übertönen, gaben an, andere lungerten bedrohlich herum, so daß mich beim Vorbeigehen oft ein mulmiges Gefühl beschlich.

Bereits in den ersten Tagen war ich Zeuge eines Handtaschenraubs im Bus. Der junge Täter sprang an einer Haltestelle aus dem Bus, rannte mit der geraubten Tasche über die Kreuzung und war sofort im Gewirr der Gassen verschwunden. Die beraubte Frau schrie, fuchtelte mit den Armen, jammerte hilflos und verzweifelt.

1981, während meines zweiten Aufenthalts in Rom, wurde mein Auto sechsmal – einmal im Monat – aufgebrochen und von Dieben durchsucht. Da ich nichts Wichtiges darin liegen hatte, hielt sich der Schaden in Grenzen.

Ich bin sicher, daß es in Rom die meisten Kleinganoven der Welt gibt. Oft habe ich sie selbst beobachtet, junge Männer zwischen achtzehn und fünfundzwanzig, Typen wie aus Pasolini-Filmen.

Jeder meiner Freunde und Bekannten ist mindestens einmal beklaut oder beraubt worden. Die damalige Direktorin Frau Dr. Wolken wurde am hellen Tag auf einem ihrer Wege von der Bank zur Villa Massimo mit Pistole und Schlag auf den Kopf überfallen. Die Beute des Räubers war nicht klein. Vor allen Bankeingängen stehen bewaffnete Polizisten, auch vor vielen besseren Wohn-Apartmenthäusern. Wie locker in Rom mit der Gewalt und mit Waffen umgegangen wird, macht auch ein Vorfall deutlich, der sich vor einigen Jahren im Park der Villa Massimo ereignete. Bocciaspieler wurden plötzlich von umliegenden Hausbalkonen aus beschossen. Kenner zeigten mir die Einschußlöcher in den Stämmen der Zypressen und Pinien. Ob es sich bei dieser Schießerei um die Tat verärgerter Anwohner oder um einen Terroranschlag handelte, ließ sich nicht ermitteln. Ernstlich verletzt wurde niemand, und die eingeschaltete Polizei konnte keine Klarheit in die Vorgänge bringen.

Daß ich 1981 ein zweites Mal nach Rom ging, war ein Fehler. Vielleicht hätte ich das zweite sechsmonatige Stipendium, das ich jetzt als Architekt erhielt, ablehnen und dafür wirklich nach New York aufbrechen sollen. Allerdings fehlte mir dafür das Geld. Das Villa-Massimo-Stipendium war immerhin mit einer monatlichen Zahlung von 1800 DM verbunden. Das viele Geld konnte nur auf einer bestimmten Bank in der Nähe der Villa abgehoben werden. Frau Dr. Wolken achtete auf strenge Disziplin. Es herrschte Anwesenheitspflicht. Wer länger wegfahren wollte, mußte das in ihrem Büro melden.

In einem Gespräch mit ihr hatte ich vorgeschlagen, der Staat solle die Villa Massimo verkaufen, sich dafür ein Künstler-Kreuzfahrtschiff zulegen und mit den Ausgewählten jedes Jahr zu einer Weltreise aufbrechen. Natürlich erntete ich für diesen Vorschlag nur ein müdes Lächeln. Inzwischen wußte ich, daß die Villa Massimo keine Idylle ist und daß es innerhalb der bunt zusammengewürfelten Künstlerkolonie fast nur Streit, Eifersüchteleien, Neid und Haß gab. Genau be-

trachtet, war es die Hölle. Obwohl ich mich mit dem einen oder anderen Künstlerkollegen in meinen römischen Tagen anfreundete – mit dem Maler Thomas Kaminski, dem Schriftsteller Peter Eigener, dem Komponisten Anton Plate und der Malerin Ilse Baumgart, habe ich später – bis auf Ilse – niemanden wieder gesprochen und getroffen.

Die gegenseitigen Vernichtungsurteile waren hart und kamen unvermittelt schroff. Oft wurde man im Vorbeigehen – nach kurzem Blick durch die offene Ateliertür – abgeurteilt: »Was machst du nur für eine Scheiße!«

Jeder hielt sich für den Größten. Als Architekt war man außerdem – von Natur aus – das letzte »Arschloch«, ein »Verräter der Kunst-Sache«, eine »Nutte«, die sich den »Bauherren an den Sack« wirft. Abends, wenn der Alkoholspiegel stieg, konnte es lebensgefährlich sein, die Ateliertür offenzulassen.

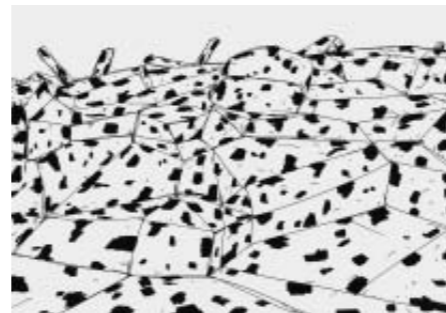
Rolf Dieter Brinkmann hat in seinem *Römischen Tagebuch* die Atmosphäre sehr genau beschrieben. Ich teile mit ihm die Haßliebe zu Italien, zur Stadt Rom und zur Villa Massimo: »Also zuerst das Atelier: fleckig, groß und leer, nichts für mich zum arbeiten, Namensschmierereien an der Eingangstür, ich denke, ich habe das schäbigste hier bekommen, verwohnt, grauer verblaßter Anstrich. – Aber ich dachte auch, daß die Bildenden, Schönen Künstler alle irgendwie größenwahnsinnig sein müßten mit ihren Räumen ... Wieder durch den Park auf dem Kiesweg vorbei an verstümmelten Gestalten zwischen den Büschen, ohne Kopf, durchgehauene Arme oder zerfressene Steinrumpfe, Pinien, die mit Zement ausgefüllt sind, streunende Katzen ...«

Sein nörgelnder, mißmutiger Haßgesang auf Rom, Olevano und Italien allgemein nimmt kein Ende. Nichts paßte ihm, während er die Texte zwischen Oktober 1972 und Januar 1973 schrieb. Er fühlte sich hier einsam und unwohl. Ob es ihm in Köln, seiner Heimatstadt, besser gefallen hat?

Rolf Dieter Brinkmann ist 1975 mit 35 Jahren bei einem Verkehrsunfall in London ums Leben gekommen. Ich lernte später den Maler Hans Peter Münch kennen, der mir erzählte, daß er der letzte Begleiter Brinkmanns in London gewesen sei und neben ihm ging, als er, ziemlich angetrunken, plötzlich auf die Straße torkelte und von dem Außenspiegel eines Autos erfaßt wurde. Vielleicht war er auch vom Linksverkehr verwirrt.

Ja, die Toten. Ingeborg Bachmann war 1973 in Rom gestorben. Im gleichen Jahr, als Brinkmann starb, geschah jener Mord, der uns alle am meisten erschütterte: Es war in der Nacht vom 2. auf den 3. November 1975, als der berühmte Filmemacher und Dichter Pier Paolo Pasolini von einem römischen Strichjungen am Strand von Ostia erschlagen wurde. Wir redeten immer wieder über die drei Toten und versuchten, Einzelheiten über die Umstände ihres Sterbens zu erfahren. Allzuviel brachten wir allerdings nicht heraus. Der Mörder Pasolinis wurde bald nach der Tat gefaßt, da er mit dem roten Sportwagen Pasolinis durch Ostia kurvte. Die Polizei fragte ihn nach der Verhaftung, ob er gewußt habe, wen er da erschlagen und mit dem Auto mehrfach überfahren habe: »Nein«, antwortete der junge Mann, »ich habe es nicht gewußt, es ist mir auch gleichgültig. Wer sich mir gegenüber so verächtlich und brutal verhält, hat nur den Tod verdient. Ich bereue nichts, auch jetzt, nachdem ich weiß, wer der Ermordete ist!« Die Antwort könnte von Camus' »Fremden« stammen.

Eines Abends saß ich im Garten der Villa Massimo zwei Stunden neben Toni Kienlechner, einer guten Freundin Ingeborg Bachmanns. Ilse hatte sie eingeladen. Als ich sie über die letzten Tage der Dichterin befragte, erhielt ich nur barsche Antworten. Offensichtlich wollte sie nicht darüber sprechen. Vielleicht hatte sie auch zuviel Wein getrunken, um sich klar zu erinnern.



Bekanntem aus dem Pasolini-Kreis bin ich nie begegnet. Manchmal führen wir abends mit dem Auto durch die Stricherstraßen am Bahnhof Termini. Via Vicenza, Via Marghera und Via Milazzo. Dort standen diese jungen Männer, die Pasolini so liebte. Sie sahen genauso aus wie in seinen Filmen. Daneben lag die Straße der Transvestiten. Bisher hatte ich immer gedacht, daß es solche Realitäten nur im Film gäbe. Hier waren sie echt, jede Nacht.

Irgendwann entdeckte ich die dicken Prostituierten vor ihren offenen Feuern beim Kolosseum und an der Ring-Autobahn. Im Vorbeifahren beobachtete ich Fernfahrer, die anhielten und mit den Frauen in den Büschen verschwanden.

Fellini und Pasolini haben diese Welten genau beschrieben. Überhaupt Fellini: Ich hätte ihn gern kennengelernt. 1976 drehte er gerade in Cinecittà seinen *Casanova*-Film. Vom ersten Tag meines Aufenthalts an versuchte ich, über Frau Dr. Wolken eine Einladung in die Studios zu erhalten. Leider dauerte die Genehmigung zu lange, und ich kam erst dorthin, als der Film schon abgedreht war. Etwas traurig streifte ich mit meinem privaten Studioführer durch die leeren Set-Aufbauten in der berühmten Halle 5, in der Fellini alle seine Filme realisiert hat. Ein riesiger antiker Kopf, der im Film während eines venezianischen Festes zu Beginn der Handlung aus dem Wasser aufsteigt und dann wieder darin versinkt, stand noch an einem ausgetrockneten Wasserbecken im Freien, dahinter wölbte sich ein schäbiger, auf Beton gemalter Wolkenhimmel. Gras umwucherte die Szene meterhoch. Alle übrigen Venedig-Aufbauten – Rialtobrücke, Teile des Markusplatzes und der Campanile – waren schon abgerissen und in den Müllcontainern verschwunden.

Später las ich in einem Filmbuch etwas über die Geschichte Cinecittàs nach. Dabei erfuhr ich, daß Mussolini der Anreger und Gründer war. In seinem Auftrag errichtete der Architekt Carlo Roncoroni zwischen Januar 1936 und April 1937 den Studiokomplex an der Via Tuscolana in nur 475 Tagen. Von den beiden Söhnen des Duce, die als Direktoren und Produzenten eingesetzt waren, tat sich vor allem Vittorio Mussolini hervor und förderte die bedeutendsten Filmregisseure Italiens – allen voran Rossellini und Fellini.

Erst nach dem Krieg allerdings, in den 1950er Jahren, blühte Cinecittà zum Hollywood am Tiber auf. In dieser Zeit entstanden hier William Wylers berühmter Film *Quo vadis* (1959), de Sicas *Stazione Termini* (1953), Fellinis *La dolce vita* (1960) und Pasolinis *Accattone* (1961).

Seit meinem Besuch in Cinecittà bin ich ein Fan von Filmstädten und Filmstudios. Immer wieder baute ich ähnliche Situationen in meine Landschafts- und Gartenentwürfe ein. Allerdings ergab sich bisher nie eine Möglichkeit, meine Vorschläge in die Realität umzusetzen. Ich finde, daß wir hier – ähnlich wie in der Theaterwelt – viel über Erscheinungsform und Bildhaftigkeit von Architektur lernen können. Gebäude und Städte lassen sich heute ihr Aussehen fast ausschließlich durch technisch-wirtschaftliche Möglichkeiten und Funktionen diktieren. Auswüchse in Phantasie- und Kunstbereiche bleiben tabu und werden den Parallelwelten »Film und Theater« überlassen. Warum nur? Die temporär gebauten Architekturen könnten unsere Stadtrealität am ehrlichsten ergänzen. Erweiterungen und Überhöhungen mit surrealer Wirkung. Zaubertricks mitten in der gewohnten Umgebung.

Gebaute Bildfallen und merkwürdige Verherrlichungen: Als zweite Welt würde sich die Filmmythologie mit ihren Handlungen und berühmten Figuren über die Alltagsbanalität der Fußgängerzonen, Plätze und Kaufhäuser stülpen. Die Zeiten der Königs- und Politikerdenkmäler, der Kriegshelden-Gedenkstätten, der Weltkriegsdenkmäler und der Heiligenfiguren sind endgültig vorbei. Unsere neuen

# Wien



Wien, 17. Juli 2003

Ein heißer, schwüler Sommertag. Die kleine Propellermaschine schwankt und tanzt durch die Luft wie ein betrunkenen Vogel. Unter mir, vom Fenster zu einem ovalen Bild gerahmt, der Flickenteppich der Landschaft.

In einer Höhe von 5,5 Kilometern – teilt uns der Pilot über den Bordlautsprecher mit – beendet die Maschine ihren Steigflug, biegt in eine waagrechte Flugbahn ein und kommt damit langsam zur Ruhe. Manchmal zittert ihr stählerner Leib noch leicht, aber die großen Tanzbewegungen bleiben jetzt aus. Der Blick hinunter auf unsere gepflegte Kulturlandschaft macht mir mal wieder deutlich, daß es bei uns keine Ungeplantheit und Wildheit mehr gibt. Kein Quadratmeter, der nicht von irgendjemandem benutzt würde, der nicht irgendjemandem gehört.

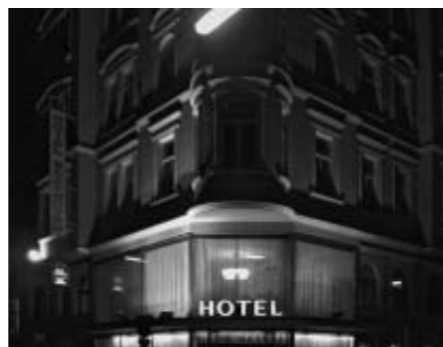
Die Flüsse bewegen sich zielgenau – schnell in geraden Linien oder weiten Bögen durch die Landschaft wie Autobahnen. Nur selten bleibt mein Blick am Mäandern eines naturbelassenen Baches hängen. Er läßt sich Zeit, denke ich, macht Umwege, fließt manchmal zurück, als hätte er sich geirrt. Am Ende wird die Einmündung in einen größeren Fluß stehen. Warum also eilig dorthin gelangen? Lieber hier durch die Wiesen schnüffeln, mit kleinen Krebsen und Forellen spielen, über Steine hüpfen, dabei Wellen und weiße Gischt aufwerfen, sehen, wie die Formen in der Sonne glitzern, in romantischen Buchten dösen, dann weiterschlüpfen, sich unter den vorstehenden Wurzeln der Weiden und Birken verstecken, Blätter auf sich schwimmen lassen und das Leben genießen.

Die Landschaft bleibt während des ganzen Fluges in ihrem Charakter gleichförmig. Ab und zu ein Gehöft, ein kleines Dorf. Die größeren Städte – München, Salzburg und Linz –, die unterwegs auftauchen könnten, entziehen sich meinen Blicken. Dafür nähern wir uns den Hängen und Gipfeln der Alpen. Auf manchen Felsformationen liegen selbst jetzt im Sommer vereinzelte Schneeflecken. Obwohl ich schon oft nach Wien geflogen bin, habe ich es selten erlebt, daß die Maschine während des Landeanflugs die Innenstadt überquert. Heute erkenne ich deutlich den Hauptbahnhof, den Heldenplatz, das Kunsthistorische Museum, die Hofburg, das Burgtheater, Rathaus und Parlament, Staatsoper und Ringstraße.

Wie modellhaft-harmlos die berühmten Bauwerke aus der Vogelperspektive aussehen! Kinderspielzeug. Die Vorstellung, daß darin ausgewachsene Menschen leben, fällt schwer.

Wie grüne Wolken-Ausdünstungen quellen die Baumreihen der Ringstraße aus dem städtischen Steinmeer hervor. Am Belvederegarten beißen sich meine Augen fest. Von oben wirkt diese barocke Anlage hochmodern, fast wie eine sciencefictionhafte Landebahn für Außerirdische. Daß hier Architektur und Landschaft zur Einheit verschmolzen sind, wird in der Vogelperspektive überdeutlich. Eine Ideallandschaft, großzügig in der geometrischen Gestik, ohne die Kleinkarierteheit der übrigen Stadt. Ob Mondrian und Malewitsch je solche Gärten von oben sahen? Bei ihrem Anblick hätten sie bestimmt bemerkt, daß sie ihr Leben lang eigentlich Grundrisse und Grundrißstrukturen von Gärten gemalt haben.

Nach der Landung besteige ich den Bus in die Stadt. Allerdings kostet mich das Eindringen in den Businnenraum eine gewisse Überwindung. Die Stoffe der hochlehnigen Sitze sehen aus als hätten hier schon Generationen von Passagieren ihre Notdurft hineinverrichtet, alles wirkt fleckig, aussätzig und schamlos. Ich bin froh, daß mich mehrere Stoffschichten schützen. Welcher Alptraum, der Berührung nackt ausgeliefert zu sein!



Vor mir entdecke ich Aschenbecher mit der Aufschrift »Rauchen verboten«. Über das rumpelig-krächzende Dröhnen des Bus-Diesel-Motors legt sich bald das nervös-erwartungsvolle Kichern der Insassen. Telefone klingeln, Treffen werden vereinbart. Draußen, vor den Busfenstern setzt sich langsam die Stadt zusammen, Reklametafeln und Industriebetriebe tauchen auf, dann ein Wald aus dickbauchig-runden Stahlcontainern, gefüllt mit Benzin und Heizöl. Die Stadt selbst stößt mich – wie jedes Mal – zunächst ab, graue Mietshäuser, der tiefe, gemauerte Abgrund, in dem – wie ich weiß – die unsichtbare »blaue Donau« fließt. Erst als die vertrauten Gebäude – der Stephansdom, das Hotel Imperial, die Karlskirkenkuppel und das Kunstgewerbemuseum – auftauchen, entsteht die Stadt Wien vor meinen Augen, wie ich sie kenne und liebe.

Vom Air-Terminal zum Hotel in der Nähe des Naschmarkts nehme ich mir ein Taxi. Zum ersten Mal habe ich einen Muslimfahrer. Mit seinem gewaltigen, schwarzen Vollbart und seinem bodenlangen, weißen Umhangkleid sieht er sehr imposant aus. Problemlos steuert er das Hotel an. Er scheint die Stadt und ihre Straßen gut zu kennen. Während der Fahrt denke ich daran, daß es Zeiten gab, in denen man von Wien sagte: »Hier beginnt der Balkan« oder : »Hier beginnt der Orient!« Budapest ist nicht weit entfernt, auch Bukarest, Sofia, das Schwarze Meer, Jugoslawien, die Türkei, Konstantinopel-Istanbul.

Einst belagerten Türken die Stadt, dann wieder gab es eine »Türkenmode« und die Wiener bewunderten alles Orientalische. Aus dieser Stimmung heraus komponierte Mozart seine »Entführung aus dem Serail«.

Mein kleines Apartmentzimmer erschreckt mich zunächst, da keine 10 Meter vor dem Fenster im siebten Stock das Nachbarhaus gebaut wird. Die Handwerker hämmern und sägen mit natürlicher Handwerkerfröhlichkeit. Ich werde sehen, ob ich hier bleibe oder mich nach einer Alternative umschauen muß.

Wien, 18. Juli 2003

Morgens gehe ich zum Theater an der Wien hinüber. Der eigentliche Grund meines Aufenthalts ist eine *Idomeneo*-Produktion im Rahmen des Klangbogen-Festivals. Regie führt wieder Nicolas Brieger, auch Alexander ist dabei, nur die Kostüme hat dieses Mal nicht Andrea, sondern Jorge Jara entworfen. Da Wolfgang noch in San Francisco arbeiten muß, kann er in Wien leider nicht die Dramaturgie betreuen, obwohl er Mozartexperte ist und ein dickes Buch über die Opern des Salzburger Genies geschrieben hat.

Im Theater gibt es die üblichen Probleme: Hier klemmt es, dort ist etwas zu kurz, hier muß eine ungewollte Durchsicht geschlossen, dort ein falscher Versprung ausgebessert werden. Beseitigung der Mängel steht auf meinem Zettel.

Das Theater an der Wien gehört zu den Häusern mit großer Geschichte und Tradition, es wurde zwischen 1798 und 1801 unter Mozarts Textdichter, dem Theaterdirektor Emanuel Schikaneder erbaut. Zunächst gab es schwere musikalische Kost: Hier fand die Uraufführung von Beethovens *Fidelio* statt. Später wurde das Programm seichter und viele Wiener Operetten von Johann Strauß, Franz von Suppé, Karl Millöcker, Carl Zeller, Franz Lehár und Emmerich Kálmán erlebten hier ihre Uraufführungen. In den letzten Jahren diente es vor allem als Musicalspielstätte, nur in den sommerlichen Theaterferien steht es dem Festival zur Verfügung. Das Alter des Gebäudes und seine Unzerstörtheit haben zur Folge, daß es an allen Ecken klemmt, knirscht und plüschelt. Ich leide als großer Mensch vor allem unter der engen Bestuhlung. Waren die Menschen vor 200

Jahren wirklich nur halb so groß wie ich? Mir kommen die Sitze vor wie eine Bestuhlung im Liliputreich.

Fluchend quäle ich mich durch die Reihen, schlage mir Knie und Schienbein blau, begrüße Nicolas und Alexander, denke mit Grauen an die nächsten Tage. Nur der Gedanke an die Stadt Wien, die sich ringsum ausbreitet, mich mit ihren wunderbaren Gebäuden und Straßen erwartet, entschädigt und beruhigt mich. Die letzten Wochen unserer Produktion stehen bevor, die Beleuchtungszeiten und die Tage mit den sich endlos wiederholenden Schlußproben. Einerseits ist es für mich als Produktionsbeteiligten ein Privileg, die Oper so oft hören zu dürfen, andererseits können diese Wiederholungen auch zur Qual und Folter werden. Genauso wie für die Sänger und Sängerinnen, die tausendmal die gleichen Schritte und Gesten ausführen, die gleichen Arien singen, die gleichen Emotionen produzieren müssen als seien sie programmierte Musikautomaten.

Im Arbeitslicht entfaltet mein Bühnenbild – ein zweigeschossiger weißer Kubus mit zahlreichen Fensteröffnungen, eingefaßt von einer runden, die Drehbühne am äußeren Rand umgreifenden Mauerrampe – keine große Wirkung. Ich baue, wie immer, stark auf die Lichtkünste von Alexander.

Nach zwei Stunden weiß ich nicht mehr, wie ich sitzen soll, stehe auf, wandere so gut es geht die Gänge auf und ab. Mein Blick schwenkt durch den Zuschauer-raum und sucht die Details der Rangbrüstungen ab. Ich muß schon zugeben, daß diese alten Theater einen rätselhaften Zauber verströmen. Wodurch entsteht der Zauber? Die Farben, das gelbliche Beige der Wände und Brüstungen, die Goldverzierungen, das dunkle Rot der Bodenteppiche und Sitzbezüge, der figürliche Bauschmuck und der mythologische Zierrat haben bestimmt einen großen Anteil daran. Darüber hinaus scheinen mir die zahlreichen, sichtbaren kleinen Lichtquellen, die natürlich an einstige warme Kerzenbeleuchtung erinnern, einen wichtigen Beitrag zur Raumatmosphäre zu leisten. Für den Gesamteindruck ist jedoch vor allem die Grundform des Zuschauerraums entscheidend: Sie hat die Tendenz zum geschlossenen Kreis, nur ein Segment bleibt für den Ausblick auf die Bühne offen.

Hier, in dieser vier- bis fünfgeschossigen, schloßhofartigen Höhle versammelte sich früher eine Gesellschaft, um sich selbst zu betrachten und zu bewundern, deswegen wenden sich vor allem die beiden seitlichen Rangbalkone gegenseitig zu und haben kaum Sichtbezug zur Bühne. Die Theater- und Operndarbietungen geschahen nur beiläufig, am Rand, bildeten die Untermalungs- und Filmmusik der gesellschaftlichen Versammlung.

Wenn, wie heute, alle Zuschauersitze Richtung Bühne ausgerichtet werden, starren die Zuschauer nur noch auf das Theatergeschehen und nehmen sich gegenseitig ausschließlich als störende Hinterköpfe wahr. Dafür werden die Pausen immer wichtiger. Das allgemeine Anschauen geschieht im Foyer, aber es bleibt auch hier distanziert, voyeuristisch. Man kennt sich nicht. Im Grunde eine Versammlung Fremder.

Die eigentlichen Proben fanden während der letzten Wochen in einer großen Halle statt, die auf dem Gelände der ehemaligen Wiener Filmstudios, weit draußen, hinter Schönbrunn, liegt. Ich war einige Male dort und habe zugeschaut. Für mich ist das immer eine langweilige Zeit, weil ich passiv dabeisitze und wenig Kreatives zur Arbeit beitragen kann. Meine Assistentin Valerie – eine junge Architektin und Bühnenbildnerin aus München – hat mich gut vertreten und unseren anspruchsvollen Regisseur mit Requisiten, Stühlen, passenden Tischen und Netzen versorgt. Jeden Tag kamen, wie sie mir erzählt hat, neue Dinge dazu, andere entfielen. Wie das so ist!

Nach meiner Wanderung durch das Theater an der Wien und meinen Reflexionen über den Charme alter Opernhäuser, gehe ich noch einmal auf die Bühne, spreche mit den Arbeitern, bringe zum wiederholten Mal meine Kritikpunkte vor. Immer, wenn ich auf diese Bühne komme, bin ich entsetzt über die räumliche Beengtheit, es gibt weder links noch rechts eine Seitenbühne, nur hinten, im Anlieferungsbereich öffnet sich ein gewisser Stauraum. Aber auch er entspricht in keiner Weise heutigen Erfordernissen. Die Beengtheit hat zur Folge, daß in diesem Theater nur en suite gespielt werden kann. Ein normaler Theaterbetrieb mit täglich wechselnden Stücken wäre undenkbar.

Am hinteren Ausgang, dem Anlieferort sitzen immer die gleichen Leute, Männer in verschlissenen Overalls, dickbäuchig und rauchend. In breitem Wiener Slang unterhalten sie sich über Politik, Fußball, Autos, die schlechten Arbeitsbedingungen, das kaputte Kreuz, den letzten oder nächsten Urlaub, die Sänger, den Regisseur ... Ich denke sofort an Helmut Qualtinger und seinen *Herrn Karl*. Es sind genauso schrofte, nörgelnd-besserwisserische Typen, die ihre fremdenfeindlichen Sprüche klopfen und alles Übel der Welt, ihr eigenes Unglück eingeschlossen, den »Tschuschen« und den »Piefkes« – das sind wir Deutsche – in die Schuhe schieben. Wer hier hochdeutsch redet, hat bei diesen Arbeitern keinen guten Stand. Gott sei Dank gibt es einen sympathisch-toleranten Bühnenmeister und einen welterfahrenen technischen Betreuer, die zwischen mir und der Crew vermitteln. Wer weiß, was sie über mich sagen, wenn ich das Haus verlassen habe ...

Ja, Wien kann das Paradies sein, wenn man Erfolg hat oder nur zum Genießen in die Stadt gekommen ist, aber es wird zur Hölle, wenn man den Erwartungen nicht entspricht, in das Räderwerk der Kritik gerät und von diversen Zeitungen vernichtet wird. Österreich ist mit seinen 8,1 Millionen Einwohnern ein so winziges Land – fast könnte man von einem Dorf sprechen –, daß niemand, keinem einzigen Bewohner, etwas zu entgehen scheint. Jeder hat eine Meinung und meist nicht die beste.

Ich denke an Thomas Bernhard und seine Österreich-Beschimpfungen, aber auch an die wortreiche Elfriede Jelinek. Fast alle bedeutenden österreichischen Dichter und Schriftstellerinnen litten und leiden an ihrem Heimatland und lieben es trotzdem. Die Haßliebe scheint ein wesentliches Charakteristikum der Österreicher zu sein.

Ich kenne Wien bestimmt seit 30 Jahren. An meinen ersten Aufenthalt kann ich mich nicht mehr erinnern. Vielleicht liegt er noch länger zurück. Schon immer hat mich der konservative Charme, die Musik- und Theaterbesessenheit der Wiener und der Wien-Touristen beeindruckt.

Im Laufe der Zeit habe ich fast alle Museen, Gedenkhäuser und Gedenkräume – von Mozart, Beethoven, Schubert, Brahms, Freud, Loos, Schönberg und Krennek –, alle öffentlich zugänglichen Stadtpalais, Schlösser und Gärten besucht. Wahrscheinlich pflegt keine andere Stadt der Welt ihre kulturelle Vergangenheit so liebevoll-begeistert wie Wien. An jedem dritten Haus hängt eine Gedenktafel, die an Schnitzler, Hofmannsthal, Grillparzer, Nestroy, Mahler, Berg, Zemlinsky oder Sissi erinnert. Zwischen Staatsoper und Theater an der Wien wurde ein »Walk of Fame« nach dem Vorbild Hollywoods eingerichtet, allerdings verläuft er teilweise unterirdisch in einer langen Fußgängerunterführung und wurde damit ins städtische Unterbewußtsein verdrängt. In der Stadt Sigmund Freuds eine durchaus passende Idee.

Es gibt für mich inzwischen bestimmte Wege, die ich fast rituell abschreite. Heute gehe ich an der Theaterlängsseite die kurze Millöckergasse bis zur linken Wienzeile hoch und nehme mir den Naschmarkt vor. Alle Märkte ziehen mich

# Barcelona





Eigentlich würde ich jetzt gern – am Samstagabend – durch die Straßen Barcelonas wandern, statt dessen hat es mich in die Stadt Zürich verschlagen. Nachdem die Flugreise in Stuttgart problemlos begonnen hatte, stockte der Reisefluß beim Umsteigen auf dem Airport Kloten wegen eines plötzlichen Wintereinbruchs. Die Abflugzeiten wurden immer wieder verschoben. Später, als die Dämmerung einsetzte und der Schneefall dichter und dichter wurde, verkündete eine weibliche Stimme über Lautsprecher: »Leider sind wir gezwungen, die sofortige Schließung des Flughafens bekanntzugeben. Alle Flüge werden annulliert!«

Die Nachricht schlägt wie eine Bombe ein. Nach kurzen Schrecksekunden bricht lautstarkes Chaos aus. Alle Passagiere rennen rufend, gestikulierend und fragend durcheinander. Plötzlich entsteht jener Moment der Wahrheit, den ich in allen Vorgängen verpuppt enthalten sehe: Der so harmlos aussehende, gut funktionierende, geregelte Ablauf der Ereignisse verliert von einem Moment zum andern seine selbstverständliche Ordnung, bricht in sich zusammen wie ein mit schönen Gläsern gefülltes Regal und verwandelt sich splitternd in ein Chaos.

Ich versuche, meine Gedanken zu ordnen. Zunächst stellt sich die ganz banale Frage: Wo ist mein Gepäck? Da es bis Barcelona eingecheckt war, das Flugzeug jedoch nicht fliegt, muß es sich demnach noch hier auf dem Airport befinden. In diesem Moment höre ich folgende Durchsage: »Alle Gepäckstücke werden den Reisenden im »baggage claim« ausgehändigt. Bitte begeben Sie sich in diesen Bereich des Flughafens.«

Im Gegensatz zu den meisten anderen Reisenden, die, wie von Taranteln gestochen, aufgeregt über Flure und Rolltreppen in das Untergeschoß hinabstürzen, gehe ich langsam los. Das Bild, das mich jetzt erwartet, übersteigt alles, was ich bisher an Gepäckansammlungen gesehen habe. Die Transportarbeiter haben sich dazu entschlossen, alle Koffer und Taschen einfach in die baggage-claim-Halle zu werfen. Binnen weniger Minuten breitet sich hier eine geschlossene, sich immer wieder zu Bergen auftürmende Gepäcklandschaft von ungefähr 400 Metern Länge und 50 Metern Breite aus. Verzweifelte Passagiere schaufeln sich mit bloßen Händen, fluchend und jammernd, Wege durch das surreale Schlachtfeld auf der Suche nach ihrem Koffer, ihrer Tasche. Da heute fast alle Gepäckstücke ähnlich oder gar gleich aussehen, ein schwieriges Unternehmen. Mit Galgenhumor, zwischen Ungläubigkeit und Hoffnung schwankend, reihe ich mich in das Heer der Suchenden ein. Kaum zu glauben, aber nach ungefähr einer Stunde werde ich tatsächlich fündig. Wie ein folgsames, anhängliches Hündchen hat mein Koffer in der hintersten Ecke der Halle auf mich gewartet.

Jetzt also Zürich. Ich steige in ein Taxi und sage zu dem Fahrer: »Sie wissen, daß der Flughafen gesperrt worden ist?!«

»Ja, ich weiß!«

»Ich habe keine Unterkunft in Zürich bestellt, bringen Sie mich bitte zu irgendeinem Hotel in der Nähe des Bahnhofs.«

Er fährt los und liefert mich eine halbe Stunde später vor einem leuchtenden Eingang ab. Ich habe auf Anhieb Glück, das Hotel ist nicht ausgebucht. Nachdem ich ein kleines, warmes Mansardenzimmer bezogen habe, breche ich erneut auf und trete hinaus auf die tiefverschneite Straße. Das Gehen fällt schwer in der kaltnassen, an manchen Stellen matschigen, über 30 Zentimeter dicken Schneemasse.

Zürich ist für mich eine alte Bekannte, steht jedoch im Augenblick nicht auf meiner Stadt-Wunschliste. Trotzdem bin ich gern hier, zum einen wegen der wunderschönen Lage der Stadt am Zürichsee, zum andern wegen Georg Büchner,

Max Frisch und Thomas Mann, die in Zürich eine Zeitlang gelebt haben und hier gestorben sind.

Zunächst durchquere ich die Bahnhofshalle, danach biege ich in die Bahnhofstraße ein, die auf den See zuführt und direkt am Ufer endet. Diese Straße gehört zu den berühmten Boulevards der Welt, ähnlich den Ramblas, die ich mir in Barcelona vornehmen will. Im Flugzeug hatte ich ein Buch mit dem Titel *Boulevards. Die Bühnen der Welt* gelesen. Der Autor nennt die Züricher Bahnhofstraße darin etwas abfällig einen »Krypto-Boulevard«. Heute abend würde ich ihm recht geben. Außer mir ist niemand unterwegs. Es herrscht Totenstille. Das haben Geschäfts- und Bankenstraßen an späten Samstagabenden so an sich. Die Schaufenster glänzen mit ihren teuren Waren selbstverloren und narzisstisch vor sich hin, darüber stehen dunkle Fassaden mit schwarzen Fensteraugen. Nur hin und wieder fährt eine hell erleuchtete, gespenstisch-leere Straßenbahn an mir vorbei. Ich komme mir vor wie im Filmset für einen neuen Stephen-King-Horror-Film.

Meine Eltern, erinnere ich mich, schwärmten nach dem Krieg von dieser Straße. Hier hatten sie bei einem Besuch in der Schweiz zum ersten Mal wieder eine unzerstörte, reiche Einkaufsstraße gesehen, und sie kam ihnen nach all den Zerstörungen und Entbehrungen während des Zweiten Weltkrieges wie ein Wunder vor.

Dann fällt mir mein Abitursaufsatz ein. Das Gedicht *Reisen* von Gottfried Benn sollte mit romantischen Versen Josef von Eichendorffs über das »Wandern« verglichen werden. Benns Text beginnt mit den berühmten Worten »... Glauben Sie Zürich zum Beispiel sei eine tiefere Stadt ...« und später heißt es »... selbst in den fifth avenues fällt Sie die Leere an ...!« Beim Gehen durch den Matsch versuche ich, das Gedicht in meinem Gedächtnis zu rekonstruieren, beinahe mit Erfolg.

Erst als ich die Limmat und das Seeufer erreiche, hellt sich meine Stimmung auf, und ich denke: So schön kann eine Stadt sein! Hier wird sie zum Bild! Der See liegt zwar tiefschwarz vor mir, auch das Wasser des Flusses wirkt wie glänzender Teer, dennoch schließt sich das Bild, Häuser mit Giebeldächern, altertümlichen, vielsprossigen Fenstern und Erkern, die für mich immer etwas von Leuchttürmen (leuchten wofür? Das Bürgerliche? Das Sein im warmen Zimmer?) und von Beobachtungsstationen haben, man zeigt sich und behält den Überblick. Dazu die verklärende Schneeschicht über allem, die dem »Stadtbild« etwas verträumt Puppenstubenhaftes verleiht.

Wasser in verschiedenen Aggregatzuständen: als dunkles, geheimnisvoll-flüssiges, manchmal spiegelndes Element, als Eisfläche und als Schnee, gefroren zu weißfunkelnden Kristallen, die, zu einer Masse verklumpt, jene zweite Realität in die Städte zaubert, die uns so märchenhaft erscheint. Ich denke an Sankt Petersburg und an die zugefrorene Neva. In Barcelona bestimmt ein äußerst seltenes Phänomen. Es schneit weiter. Inzwischen liegen etwa 35 Zentimeter Neuschnee. Er sammelt sich sogar auf den Drahtverspannungen über der Straße.

Von der Limmat-Brücke aus sehe ich im Dunst das Opernhaus liegen, überlege noch kurz, ob ich hinübergehen soll, entscheide mich dann anders und biege in die Altstadt ein. In diesem Opernhaus habe ich 1978/79 das Bühnenbild zu *Elektra* von Richard Strauss entworfen. Regie führte Ruth Berghaus, die damals auf dem Höhepunkt ihres Ruhmes stand. Auch auf mich und die Kostümbildnerin Marie-Luise Strandt fiel davon ein gewisser Glanz ab. Übernächstes Jahr werde ich dort wieder ein Bühnenbild realisieren können: zu Bohuslav Martinus *The Greek Passion*. Dann tauche ich in die engen Gassen der Altstadt ein. Im Gegensatz zur Bahnhofstraße herrscht hier reges Leben und Treiben. Als ich die ersten Maskierten und Kostümierten sehe, fällt mir ein, daß im Augenblick Faschingszeit ist.

Plötzlich kommt mir, angeführt von einer schräg spielenden Blaskapelle, ein bunter Umzug entgegen. Trommler schlagen in wildem Rhythmus auf ihre Instrumente ein. In den engen Gassen hallt der musikalische Lärm besonders hart und beklemmend wider.

Zwischen den abenteuerlich-archaischen Masken mit ihren grotesk-schriellen Mündern, Nasen und Augen, ihren Strohhaaren, surrealen Geweißen und Hüten verstehe ich zum ersten Mal den heidnischen Kampf der Menschen gegen den Winter. Diesen Kampf, der wie fast alle Kämpfe sinnlos ist, weil sich die Dinge – in diesem Fall der Frühling – meist von alleine einstellen, diesen Kampf kann niemand in Alltagskleidern führen; Naturmächte lassen sich nur mit der fremdartigen Wucht wilder Kostüme und Bräuche beeindrucken, das leuchtet mir ein.

In meinem »Boulevard«-Buch lese ich nachts noch folgende Zeilen: »Charles Baudelaire, der erste Dichter der Großstadt, nennt das Bild der Stadt, das sich auf dem Boulevard entrollt, la vie moderne. Er spricht von dem Wunder, das uns wie Atemluft einhüllt und das man darum vielleicht nicht wahrnehme. Das Straßenleben der Menge sei ein ungeheures Reservoir an Elektrizität.«

Barcelona, 5. März 2006

Auf den Straßen liegen jetzt fast 40 Zentimeter Neuschnee. Mein Blick aus dem fünften Stock fällt auf eine große, durch ihre Hanglage schräg gekippte Kreuzung. Ich fotografiere die dunklen, von den Autos in den weißen Schnee gezeichneten Bewegungslinien. Mich fasziniert diese Graphik, weil sie festschreibt, was eigentlich – ohne Schnee – unsichtbar geblieben wäre, eben die Bewegung. Durch Überlagerungen ergeben sich parallele Linien, Zeitlinien. Vergangenheiten. Gleichzeitigkeiten. Archäologie der Zeit.

Eigentlich wundern mich die Skiläufer nicht, die ich jetzt zwischen den Autos in den Randbereichen der Straße, dort, wo der Schnee am höchsten liegt, entdecke. Sie fahren den Berg herunter, als befänden sie sich in den Alpen. Die wenigen Autofahrer spielen mit und passieren die Kreuzung im Schnecken tempo.

An meinem Hotelzimmertisch sitzend, das Fenster im Rücken, denke ich mir ein anderes, noch phantastischeres Kreuzungsbild aus: Nacht, Schneefall schraffiert das Bild diagonal mit weißen, gepunkteten Linien. Auf der Verkehrsinsel, die sich in der Mitte der Kreuzung als unbenutzbarer, toter Bereich herausgebildet hat, stehen 20 Aufzugstürme wie ein Denkmal für die einstige Eroberung höherer Wohnregionen. Leuchtende Glaskabinen hängen in verschiedenen Höhen an den Skeletten der vertikalen Konstruktionselemente. Manchmal bewegt sich eine der Kabinen langsam, sehr langsam in die Höhe oder nach unten – Aufzugskabinen-Ballett.

Nur wenige Kabinen sind leer, in die meisten sind unterschiedliche Dinge und Szenen eingebaut: Ein kleines Mädchen spielt ruhig mit seinen Puppen, ein Mann telefoniert, ein Paar streitet sich, der Mann schlägt die Frau immer wieder, bis sie schließlich gegen eine Scheibe knallt und blutverschmiert am Glas zu Boden rutscht. Ein dicker Mann frißt sich zu Tode, zwei Arbeiter in blauen Overalls sitzen auf Hockern und trinken Bier aus Dosen, der Boden ihrer Kabine ist bereits mit Dosen bedeckt.

Ein Liebespaar umkrampft sich verbissen, jeder starr vor Angst, den andern zu verlieren, eine Hausfrau säubert die Glasscheiben ihrer Kabine, ein Jugendlicher lauscht seiner Lieblingsmusik und wiegt dabei den Körper im Rhythmus des Gehörten. Eine Kabine ist mit Wasser gefüllt, zwischen bunten Fischen schwimmt ein

Taucher kopfunter. Eine alte Frau krümmt sich vor Schmerzen, ein noch älterer Mann ist gerade gestorben und liegt am Boden, ein Einbrecher versucht mit dem Glasschneider, ein Loch in die Tür zu brechen, ein Politiker hält eine Rede, von der niemand etwas hört. In der höchsten Kabine steht eine junge Frau, preßt ihr Gesicht gegen die Scheiben und schaut sehnsüchtig in die Ferne wie *Iphigenie* von Anselm Feuerbach.

Auf den Kabinendecken haben sich Schneehauben gebildet und geben den Glaszellen ein bemütztes, lustiges Aussehen, das im Grunde dem Ernst der Gesamt-szenerie widerspricht. Eiszapfen hängen an den Kabinenböden und zeigen als spitze Pfeile nach unten, Richtung Erdmittelpunkt. Aus dunkelgrauen, tiefhängenden Wolken schneit es weiter und weiter. Polizeiautos mit Blaulicht umkreisen den Turmwald von Zeit zu Zeit, ziellos, ohne einmal zu bremsen. Außerhalb der Kreuzung, auf dem Bürgersteig eines hohen Wohnblocks, schippt ein einsamer Mann Schnee. Das Schürfen seiner Schaufel auf den Steinplatten klingt wie das heisere Krächzen einer grippekranken Krähe.

Bevor ich den Laptop wieder zuklappe und zum wiedereröffneten Flughafen aufbreche (der Mann an der Hotelrezeption hat mir gesagt, daß seit 8.00 Uhr der Flugbetrieb wieder normal abgewickelt werde), fällt mir beim Einpacken meiner Sachen ein Zettel in die Hand, auf dem ich einige Gedanken zum Thema »Stadt« notiert habe: »Stadt ist die letztlich größte, eindrucksvollste kulturelle Hervorbringung der Menschen. Am Anfang standen Mauer und Dach. Haus um Haus wuchs die Urzelle. Man suchte Schutz vor Feinden und den Bedrohungen der Natur. Es entstanden Stadtburgen und Stadtfestungen. Wände umstellen die Einzelleben, umgreifen als tote, gebaute Hüllen die Bewegungen der Ichs. Später, nach dem Anwachsen der Städte zu Metropolen, bekommen die Wände auch Schutzfunktionen gegenüber anderen Menschen und gegenüber dem Lärm des Verkehrs, der Diskussionen, der Kämpfe, der Worte und Sätze. Plötzlich stehen die Wände da wie stumme Unterbrechungen, wie gebaute Wächter der Stille. Hier prallen die Blicke ab, vielleicht auch die Aggressionen, der Haß. Im Innersten der Gebäude ruhen die empfindlichen Nester des Anfangs. Hier haben Liebe und Traum ihren letzten Zufluchtsort.«

Mit dem Koffer in der Hand werfe ich noch einmal einen Blick aus dem Fenster. Jetzt springen mir die Werbeplakate und -Schriften in die Augen, die über der Kreuzung schweben wie bunte Las-Vegas-Wolken. Niemand nimmt Anstoß an den riesigen, leuchtenden Buchstaben, sie gehören zur städtischen Unterhaltung, überdecken und bebildern die Leere. Während der einzelne in der Anonymität unterzugehen droht – sein Name wird nur winzig im Telefonbuch erwähnt oder steht wenig größer neben der Haustürklingel – prägen sich die Firmennamen so unauslöschlich ins Gedächtnis ein, als seien sie die letzten, göttlichen Wahrheiten auf dieser Welt: »Coca-Cola, Marlborough, Sandoz, Tui, Heinnecke, Compaq.« Unter den Plakaten ziehen auf der Kreuzung fröhliche Skifahrer weiterhin ihre Bahnen.

Barcelona, 6. März 2006

Jetzt also bin ich in Barcelona. Mit 10 Grad ist es relativ kühl, außerdem fällt leichter Regen. Das gleiche Wetter empfing mich gestern nachmittag bei der Ankunft am Flughafen. Während der Taxifahrt zum Hotel in der Innenstadt überfielen mich trotzdem sofort angenehme Gefühle. Wahrscheinlich lag es an den Palmen, die am Straßenrand standen und unsere Stadteinfahrt so würdevoll be-

# London



London, 2. Juli 2007

Heute morgen von Frankfurt nach London geflogen. Obwohl in England dieser Tage eine gewisse Hysterie wegen aktueller Bombendrohungen herrscht, war ich mutig genug, die Kurzreise nicht abzusagen.

Bereits das Einchecken in Frankfurt kostete viel Zeit und Nerven. Die anschließende, erzwungene, endlos lange Wanderung mit dem schweren Handgepäck durch verwinkelte Glasgänge, an verspiegelten Innenhöfen vorbei, überwacht von an den Decken hängenden Videokameras zum Ausgangsgate, schienen mir Teil einer raffinierten Zermürbungsstrategie zu sein. Wer das Flugzeuginnere schließlich erreicht hat, müßte von seinem terroristischen Vorhaben abgebracht worden sein. Aber unsere quälenden Überprüfungen waren noch längst nicht zu Ende. Zweieinhalb Stunden saßen wir unschuldigen Passagiere im parkenden Flugzeug und wurden immer wieder aufs neue durchgezählt. Jeder mußte seine Bordkarten mehrfach vorzeigen. Über Lautsprecher verkündete der Kapitän: »Es befindet sich ein Passagier mehr an Bord, als auf meiner Liste ausgedruckt. Auch ein Gepäckstück kann nicht ganz klar identifiziert werden!« Möglicherweise hatten wir also tatsächlich einen Terroristen an Bord. Ich schaute mich unauffällig um; wer könnte es sein? Natürlich gab es Inder, Schwarze und Pakistanis an Bord der vollbesetzten Maschine, aber es könnte genausogut ein harmlos dreinblickender Europäer sein. Vielleicht der dort hinten mit den kurzen roten Haaren? Oder handelt es sich um eine Frau? Zwei Stunden lang wartete ich auf die Erstürmung und Evakuierung unseres Flugzeugs. Oder gab es keine Chance mehr, und die Explosion stand kurz bevor? Durch das Fenster beobachtete ich das Flugfeld, registrierte jede auffällige Bewegung und staunte über meine ohnmächtige Passivität. Da mein Sitz und mein Bewegungsraum extrem eng waren, konnte ich bereits nach einer Stunde kaum noch Arme und Beine rühren. Die Muskelverspannungen wurden zunehmend schmerzhaft. In Gedanken sah ich mich an einem weiten Sandstrand, ging die Brandung entlang mit großen Schritten, frei atmend, und genoß den leeren Raum um mich herum. Freiheit, dachte ich mal wieder, hat auch mit Bewegungsfreiheit zu tun. Ich verdammte die Entwerfer dieser engen Flugzeugmöblierung und formulierte einen Brief an British Airways, in dem ich mich beschwerte und auf die konsequente Benachteiligung, ja Diskriminierung von Menschen hinwies, die 2 Meter groß sind oder mehr. Designer gehen wohl immer noch von einem mittelalterlichen Menschen-Durchschnittsmaß von 1,60 Meter aus!

Draußen auf dem Rollfeld fielen mir weiterhin die betont harmlosen Aktivitäten auf: Männer in gelben Arbeitsanzügen schoben Keile unter Flugzeugräder, hoben Koffer auf Gepäckwagen oder steckten Kraftstoffhähne in Flugzeugöffnungen an den Unterseiten der glänzenden Metall-Leiber. Es herrschte normaler Flughafenalltag, daran konnte kein Zweifel bestehen. Langsam beruhigten sich meine Phantasien, und die schwarzen Angstkrähen verwandelten sich endgültig in duftige Sommerwolken. Schließlich starteten wir tatsächlich und landeten nach ruhigem Flug auf dem City-Airport im Osten Londons.

Mit Alex, der Graphikerin aus Wiesbaden, die mich begleitet, steige ich in einen bereitstehenden, automatisch gesteuerten Zug. Ein heftiger, mit Gewitter und Blitz vermischter Regenschauer geht über der Stadt nieder. Jetzt erst bemerke ich die schwüle Luft, die sich schlagartig abkühlt. Der futuristisch aussehende Zug bringt uns zur nächsten U-Bahn-Station. Draußen zieht, schraffiert von schrägen Regenlinien, die Bebauung der alten Docklands vorbei. Kunterbunt gemischte Architektur, industriell streng, dann wieder modisch gekurvt.

Einmal taucht die flache Wölbung des Millenniumdoms von Richard Rogers auf. Aus dem riesigen Folienzeldach stoßen 100 Meter hohe Stahlfachwerkstützen schräg in den wolkenverhangenen Himmel – es sind die Zeltstangen, an denen die ganze Konstruktion hängt. Die architektonische Form des Gebäudes erinnert mich an einen ins Monumentale vergrößerten Seeigel. Mir fällt eine Szene aus einem der letzten James-Bond-Filme ein. Bond springt ohne Fallschirm aus einem Flugzeug und landet unverletzt wie immer auf dem weichen Dach des Millenniumzelts. Elegant rutscht er von der schrägen, leicht eingebeulten Fläche und entkommt seinen Verfolgern, wie wir es von ihm erwarten.

Während unser Zug weiterrumpelt und der Himmel sich so verfinstert, als würde der Weltuntergang bevorstehen, lese ich im Reiseführer, daß die Stadt London große Probleme mit der Nachnutzung des 50 Meter hohen und im Durchmesser 320 Meter breiten Zeltbaus hat. Die meiste Zeit über steht er unbenutzt da. Kaum zu glauben! In einer Millionenstadt wie London müssen sich doch Funktionen für ein derartiges Bauwerk finden lassen. Ich könnte mir eine Alpennachbildung zum Herumklettern und Skifahren darin vorstellen.

Wie im Flugzeug sitzen wir eng eingeklemt zwischen Koffern, Taschen, Tüten und Menschen aus der ganzen Welt: Afrikanern, Chinesen, Japanern, Indern, Russen, Amerikanern, Mexikanern, Italienern und Polen. Ob wir die einzigen Deutschen sind? Im Reiseführer lese ich weiter, daß die Millionenstadt London aus allen Nähten platzt und die Docklands zu einem willkommenen Ausdehnungsgebiet für Büro- und Wohnhäuser wurden, nachdem der Hafenbetrieb nach Tilbury verlegt worden war. Trotz der schönen Wasserflächen möchte ich hier nicht unbedingt wohnen, zu unwirtlich und unromantisch erscheinen mir die neu errichteten Häuser. Ich denke an die herzlose Kälte von La Défense in Paris.

Zwischen den Architekturklötzen entdecke ich ab und zu leere, unbebaute Flächen. Dort wuchern verwilderte Wiesen. Kaum zu glauben im Heimatland des gepflegten englischen Rasens!

Morgen sollen wir unseren Wettbewerbsbeitrag zur Gestaltung einer neuen Ausstellung im »Wellcome Trust« über das Thema »War and Medicine« vorstellen. Da ich noch nie in London gearbeitet habe, würde ich mich über dieses Projekt freuen. England gehört zwar nicht zu meinen Lieblingsländern, dennoch wäre es bestimmt gut für mich, etwas mehr über das Land mit der ältesten demokratischen Tradition – auch der ältesten noch lebendigen Monarchie – zu erfahren. Bisher kam mir das Land etwas verstaubt und übertrieben konservativ vor. Aber andererseits hat die zurückhaltende immer leicht ironische Bescheidenheit der Engländer, auch ihr starkes Traditionsbewußtsein, in meinen Augen etwas Sympathisches.

Kurz bevor wir in die Underground-Station hinunter steigen, klärt sich der Himmel auf und die Sonne bricht hinter schweren, grauen Regenwolken hervor. Die schwüle Luft drückt nicht bis in die U-Bahnschächte hinunter. Nach einer Fahrt von über einer Stunde, die dem Aufenthalt in einer Kanalaröhre gleicht, erreichen wir unser Hotel in South Kensington. Schon als wir aus dem kleinen Bahnhof Earl's Court in eine gemütlich-kleinstädtische Wohn- und Geschäftsstraße hinaustreten, legt sich meine Aggression gegen das Fahren in der U-Bahn wieder, und ich bin vorübergehend versöhnt mit London.

Unser Hotel ist in einem jener wunderschönen weißen Gebäude untergebracht, die vor allem durch ihre gleichförmigen Säulenvorbauten eine sehr vornehme Atmosphäre ausstrahlen. Daß die drei- bis viergeschossigen Häuser im Grunde Reihenhäuser ohne eigene Seitenansichten sind, stört mich kaum. Leider gleichen unsere Hotelzimmer winzigen Schiffskajüten, aber für eine Nacht genügt der

mangelnde Komfort, außerdem werde ich durch einen romantischen Blick auf das Glasdach des Bahnhofs Earl's Court entschädigt. Nachdem wir unser Gepäck in den Zimmern verstaut haben, steigen wir sofort wieder in die Underground hinunter und fahren zur »Tate Modern«, die leider nur bis 18.00 Uhr geöffnet hat, ein Tatbestand, den ich als nicht sehr großstädtisch ansehe. Jetzt sind wir erst kurze Zeit in London und sitzen schon die zweite Stunde in der U-Bahn. Dieses Verkehrsmittel mag für die Schnelligkeit von Vorteil sein, auf mich wirkt jede Fahrt damit dennoch deprimierend. Ich fühle mich zur Rohrpost degradiert, stehe oder sitze mit anderen Passagieren in engen Räumen, ohne jeden Ausblick auf die Stadt und ohne jeden Komfort. Als ängstlich-phantasievoller Mensch stelle ich mir vom Stromausfall bis zum Terroranschlag alle Katastrophenvariationen vor und wundere mich über die Coolness der Passagiere.

Schon der Gang hinunter in die gefliesten Katakomben ist wenig attraktiv und kommt mir vor wie der Abstieg in Piranesis Carceri oder Dantes Inferno. Voller Sehnsucht denke ich an die unterirdischen Paläste der Moskauer Metrostationen. Endlos lange Rolltreppen, oft noch mit Holzstufen, fahren Menschenmassen hinauf und hinunter. Von den Decken hängen zuckende Neonröhren, der Putz bröckelt, und durch große Löcher sehe ich auf nackte Kabel und Rohre. Verwesende Architekturen, die mich an ein Darmsystem denken lassen, das längst von Krebs zersessen ist. Ich entdecke Blinddarmentzündungen und Darmdurchbrüche, sehe durch blutverschmierte Muttermund- und Afteröffnungen auf unterirdische bestialisch stinkende Seen aus Blut und Exkrementen.

Mir fallen die abwesenden Gesichtsausdrücke der Passagiere auf, die Menschen wirken auf mich wie längst gestorbene Jenseitsbewohner. Jetzt erst verstehe ich, daß die U-Bahn-Stationen in Wirklichkeit Eingänge in die Unterwelt sind und nur derjenige, der sich bewegt, eine Chance hat, irgendwo wieder ausgespuckt zu werden. Wer sitzen bleibt, im unrichtigen Moment aufsteht, eine falsche Tür öffnet oder gar über die Bahnsteigkante hinaustritt, wird sofort vom Unterwelt-Ungeheuer verschlungen. Sein Tod ist dann nicht mehr vorläufig, sondern endgültig, für immer und ewig!

Von den Wänden, die links und rechts die Rolltreppen begleiten, glotzen uns Hunderte, wenn nicht Tausende gerahmter Plakate an: Gesichter, Augen, Menschengruppen, Models, Autos. Reklame für irgendwelche Produkte oder Ereignisse. In London lebt die weltweit längst untergegangene Popkultur in der Reklame, der Kunst und im täglichen Leben immer noch. Carnaby Street, die Beatles und die Rolling Stones. Und London ist die Stadt der Musicals. Auf den Plakaten sehe ich, daß *Les Misérables* und *Chicago* immer noch laufen: »Chicago – sexy, sassy, seductive!«. Die bunten Poster überbieten einander in ihrer Ankündigungseuphorie: »We will rock you – the Queen musical, guaranteed to blow your mind!« »Fame – the musical in the Aldwych Theatre!« »Our House – the madness musical!« »Romeo and Juliet – the musical in the Piccadilly Theatre!« »125th Street – a new musical from the creators of Buddy!« »Stomp – not to be missed in the Vaudeville Theatre, the Strand, London WC 2!« »My Fair Lady!« »The Lion King!« »Mamma Mia!« »Grease!«

Mir fällt auf, daß fast alle Erfolgsmusicals von Sir Lloyd Webber, dem erfolgreichsten aller britischen Musicalkomponisten, inzwischen aus den Spielplänen verschwunden sind. Nur *The Phantom of the Opera* kann ich noch entdecken. Einige davon habe ich selbst hier in London gesehen, vor allem natürlich *Cats* und *Jesus Christ Superstar*. Den Rekord an langer Laufzeit hält bestimmt ein Theaterstück: »Agatha Christie's *The Mousetrap*, thrilling audiences for 50 years! The cleverest murder mystery of the British theatre! Saint Martin's Theatre!«



Ein besonders großes, auffallendes Plakat wendet sich an junge Männer (vielleicht auch Frauen), die sich als Privat-Kiez-Polizisten bewerben sollen. Auf dem inszenierten Photo sieht man einen Humphrey-Bogart-Typen im Trenchcoat telefonierend hinter einer Hausecke stehen und eine Gruppe junger Männern beobachten, die gerade dabei sind, eine attraktive Frau auszurauben und zu vergewaltigen. Er greift offensichtlich nicht ein, sondern telefoniert nur Hilfe herbei. Unter der Abbildung steht: »We are searching extraordinary people as special constables!« Mich erinnert die Szene an den vielleicht brutalsten aller englischen Filme: *A Clockwork Orange* von Stanley Kubrick aus dem Jahre 1971. Ich habe ihn mir vor kurzem wieder einmal angeschaut und war genauso entsetzt wie damals in den 1970ern, als ich dem gewalttätigen Alex mit seiner Gang zum ersten Mal begegnet bin. Das Zynische an dem Film besteht vor allem darin, daß sich alle Schlägereien, Vergewaltigungen, Tötungsversuche und Morde dieser Bösewichte zu Wiener-Walzer- oder Beethoven-Klängen ereignen. Eine der brutalsten Szenen spielt übrigens in einem frühen Gebäude von Sir Norman Foster, dem Skybreak House. Hier führen ein Schriftsteller und seine Frau ein zurückgezogenes Leben. Musikalisch begleitet von dem Song *Singin' in the Rain* bricht die Gang in das mondäne Anwesen ein und fällt über die beiden Hausbewohner her. Der Schriftsteller wird bei dem Überfall so schwer verletzt, daß er danach gelähmt im Rollstuhl sitzt, die Hausherrin stirbt an den Folgen der Vergewaltigung, wie wir später erfahren.

Der Film hat nicht gerade zum positiven Image der Stadt London und der Londoner beigetragen! Andererseits führt er eine Tradition fort, die sich – aus welchen Gründen auch immer – in London festgesetzt hat: Jeder kennt den ominösen Massenmörder Jack the Ripper, jeder kennt Sir Arthur Conan Doyle und sein Geschöpf Sherlock Holmes, jeder kennt Edgar Wallace und Agatha Christie. Bestimmt ist es auch kein Zufall, daß der größte aller Kriminalfilmregisseure – Alfred Hitchcock – im Londoner East End geboren wurde. Dort betrieben seine Eltern einen Gemüseladen. Die meisten seiner frühen Schwarzweißfilme wurden in London produziert. Erst 1939, mit 40 Jahren, zieht Hitchcock nach Hollywood und dreht dort seine berühmtesten Erfolgsfilme. Den trockenen englischen Humor vergaß er sein Leben lang nicht, auch nicht die Liebe zu neblig-verregneten Londoner Stimmungen. Mit einem seiner letzten Filme – *Frenzy* – kehrte er 1971 noch einmal in seine Heimatstadt zurück.

Ich sitze noch immer in der Underground und lasse mich durchschütteln. Das System der Londoner U-Bahn ist total veraltet. Seit der Eröffnung vor über hundert Jahren scheint nicht viel erneuert worden zu sein. Die Bahnhöfe und Bahnsteige sehen so versifft, kaputt und verdreckt aus, als würden sie im nächsten Moment den Geist aufgeben. In manchen Stationen werden Decken und Wände von Gerüsten gestützt. Darunter ducken sich uralte Ticketschalter und Zeitungskioske wie von Spinnen eingewobene Mumienbüchsen. Krankhaft blasse Verkäuferinnen haben bestimmt seit Jahren kein Tageslicht mehr gesehen.

Im Reiseführer lese ich, daß die erste Linie der Londoner Underground 1863 zwischen Paddington und Farringdon eröffnet worden ist. Entgegen aller Unkenrufe kam das neue Verkehrssystem so gut beim Publikum an, daß in den Jahren danach immer mehr Strecken gegraben, gebohrt und ausgebaut wurden. Damit war London technisch führend auf diesem Gebiet und galt als die modernste Stadt der Welt. Dabei fällt mir ein, daß ich eigentlich ein Spezialist für dieses Thema bin. Ich habe nämlich 1970 an der Universität Stuttgart eine Diplomarbeit im Fachbereich Städtebau geschrieben, die sich mit neuen U-Bahn-Linien in Zürich, Stockholm und Amsterdam befaßte. Mein besonderes Interesse galt den städte-

